Zeitschrift: Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden

Herausgeber: Historische Gesellschaft Graubünden

Band: 144 (2014)

Artikel: Beziehungen leben : ein Briefverkehr der Familie von Salis im 16. Jahrhundert

Autor: Cantieni-Messmer, Annamarie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595922

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

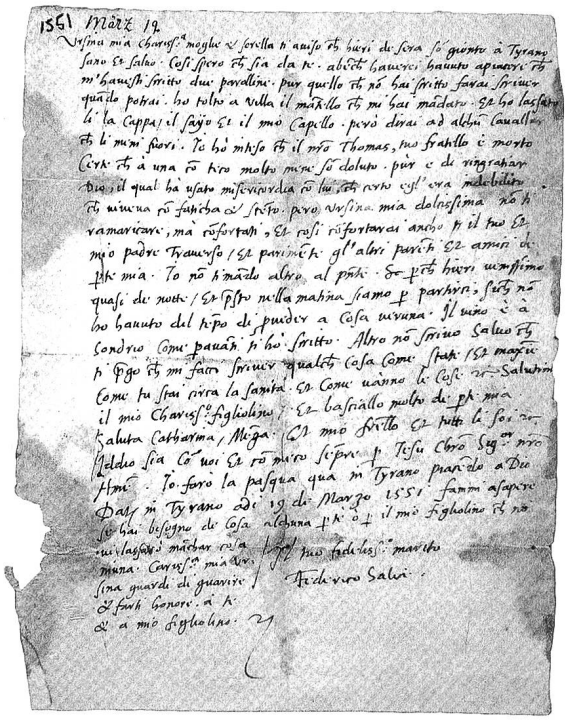
Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beziehungen leben

Ein Briefverkehr der Familie von Salis im 16. Jahrhundert

Annamarie Cantieni-Messmer


1551 März 19.
Vrsina mia Charissima moglie et sorella ti auiso che hieri di sera si giunse a Tyrano
sano et salvo. Cosi spero che sia da te. abbiete hauuto hauuto apunto che
m'hauesti scritto due parolline. pur quello che po hai scritto farai scriuer
quando potrai. ho tolto a Villa il mantello che mi hai mandato. et ho lasciato
lì la Cappa, il sayo et il mio Capello. però dirai ad alcun Caualler
che li mi fiori. Io ho inteso che il mio Thomas, suo fratello è morto
Circa che à una con tiro molto mene so doluto. pur e di ringratiar
Dio, il qual ha usato misericordia con lui che certo cosi era meritato
che niuna cosa fatiche et scritto. però Vrsina mia dolcissima non ti
ramaricare, ma confortati, et cosi confortarai anche p il tuo et
mio padre Tranquillo, et parimente gl'altri parenti et amici di
qui mia. Io non ti mando altro al presente. Se pure hieri uenissime
quasi di notte, et presto nella mattina siamo p partire, sicche non
ho hauuto del tempo di prouider a Cosa niuna. Il uino è a
Condrio Come parean. p ho scritto. Altro non scriuo Saluo che
p fogo che mi fatti scriuer qualche Cosa Come state et magni
Come tu stai circa la sanità. et Come uanno le Cose di Saluatim
il mio Charissimo figliolino, et basciallo molto da pte mia
Salutta Catharina, Mugia. et mio fratello et tutti li soi
Iddio sia con noi et con mio sopra p Iesu Chro Sig.re nro
Amen. Io farò la pasqua qua in Tyrano pregando a Dio
Data in Tyrano adì 19 di Marzo 1551. fammi aspetto
se hai bisogno di Cosa alcuna p ti et il mio figliolino che non
ui lasciarò mancar cosa
niuna. Carissima mia Vr.
sina guardi di guarire
et farti Honori. a ti
et a mio figliolino.

Tuo fedelissimo marito
Federico Salis.

Titelbild:
Brief von Friedrich v. Salis
an seine Ehefrau Ursina
vom 19. März 1551
Staatsarchiv Graubünden D II a 1.18c

Inhaltsverzeichnis

Dank **82**
1 Einleitung **82**
1.1 Fragestellung 82
1.2 Orientierung im Forschungsfeld 83
1.3 Quellenbestand 85
1.4 Aufbau 87

2 Begriffe und Methoden **88**
2.1 Zum Medienbegriff 88
2.2 Familie als soziale Gruppe, Netzwerk und Personensample . . . 90
2.3 Mobilität und die Frage der Perspektive 94
2.3.1 Mobile Sesshaftigkeit als Lebensweise 94
2.3.2 Die Zusammenkunft von Mikro- und Makroebene als Betrachtungsweise 97

3 Flüsse **102**
3.1 Schreibflüsse 104
3.1.1 Schreibfrequenz und Kommunikationsmodi 104
3.1.2 Die Wahl der Sprache 108

3.2 Geld- und Güterflüsse **114**
3.2.1 Güterflüsse 114
3.2.2 Geldflüsse 118

3.3 Informationsflüsse **120**
3.3.1 Interaktionsfelder 120
3.3.2 Übertragungsvorgänge: Post und Boten 122

3.4 Fazit: Panta rhei **128**

4 Verbindungen **130**
4.1 Väter und Söhne 130
4.2 Brüderlichkeiten 134
4.2.1 Wer und wie ist ein Bruder? 134
4.2.2 «Ess hatt ein yeder sin burde zetragen» 137
4.2.3 Erben und Trauern 139
4.3 Über die Macht und Ohnmacht der Frau 142
4.4 Fazit 147

5 Erkenntnisse und Fragen **148**
Bibliografie **151**
Anhang **156**

Dank

Nach vielen Stunden des Denkens, Schreibens und Zweifelns bedanke ich mich bei all jenen, welche mich dabei in irgendeiner Weise begleitet haben:

In erster Linie möchte ich mich bei Professor Simon Teuscher und seinen Assistierenden für die Betreuung meines Projekts bedanken. Ursus Brunold führte mich nicht nur ein erstes Mal an die vorliegend untersuchten Quellen heran, sondern motivierte mich durch sein herzliches Interesse bei meinen Archivbesuchen. Weiter danke ich Isabelle Schürch für die Unterstützung bei ersten Transkriptionsversuchen, Darko Senekovic und Barbara Braune-Krickau für die Übersetzungshilfen der lateinischen Quellen und Andrea Bonazzi, der mir mit seinen italienischen Sprachkenntnissen unter die Arme griff und der Arbeit im ausführlichen Gespräch wichtige Gedankenanstösse verlieh. Ich danke Andi Gredig und Jolanda Hunziker für ihre Lektüreeindrücke und Korrekturen. Christoph Stätzler bereicherte die Arbeit während des ganzen Entstehungsprozesses mit unbeschwerten Kritiken und grossem Sprachgeschick, vor allem aber auch mit seiner echten Freude an einem Austausch, der mir zur eigentlichen Motivationsquelle wurde: herzlichen Dank! Bedanken möchte ich mich auch bei meinen Freunden und bei meiner Familie, welche mich immer wieder für etwas ganz anderes aus der Klause lockten. Ein letzter und besonderer Dank gebührt Linard Cantieni, der nicht nur mit seinen wichtigen Fragen Wesentliches zur Arbeit beigetragen hat, sondern mir bei Hoch- und Tiefflügen gleichermassen zur Seite stand.

1 Einleitung

1.1 Fragestellung

Eine Geschäftsidee des Bruders aus Wien, Aufforderungen des Vaters zum fleissigen Studium nach Paris und eine Heirat der Nichte in Samedan, über die in Venedig und Wien diskutiert wird: Das sind Momentaufnahmen einer mobilen Familie im 16. Jahrhundert. In ihrer räumlichen Beweglichkeit agierten die der Untersuchung zugrundeliegenden Personen als Studenten, politische Gesandte und Söldner. Ihre Lebenswelten waren gezeichnet von der Heterogenität verschiedener Umfelder und einer Diversität von Wirkungsbereichen.

Was vorliegend untersucht wird, ist der sie dennoch verbindende Briefverkehr. Was wurde in den Briefen abgehandelt? Warum schrieben die Personen einander Briefe? Und schliesslich: Was verband die verstreut agierenden Familienmitglieder miteinander? Die ausgeprägte Mobilität, welche der überlieferten Korrespondenz zugrunde liegt, rückt das Interesse der Gemeinschaft der beteiligten Personen ins Zentrum. Unter der Bedingung der durch stete Mobilität geschaffenen Distanz sowie der durch den Briefwechsel generierten Nähe zielt die Fragestellung auf die Beschaffenheit und das den zeitgenössischen Terminologien abzugewinnende Selbstverständnis spezifischer innerfamiliärer Beziehungen. Diesen kommt in der Überwindung der vielfältigen Komposition von Distanz ein medialer Charakter zu. Distanz ist dabei als die Summe der Verschiedenartigkeiten zu verstehen, welche die Kommunizierenden einander fremd erscheinen liess: Neben unterschiedlichen Prägungen sind damit auch verschiedene praktische Ausrichtungen, singuläre Schicksalhaftigkeit und abweichende Abhängigkeiten gemeint.[1] Deshalb ist einerseits nach der medialen Beschaffenheit der Beziehungen zu fragen. Andererseits werden die zeitgenössisch praktizierten Benennungen der Verbindungen untersucht, um auch diesen Zugang zur Beschreibung von Beziehungen zu berücksichtigen. Was gilt es unter den verschiedenen Soziabilitätsformen zu verstehen und inwiefern trägt die Erforschung von Beziehungsterminologien zum Verständnis vergangener Netzwerkstrukturen bei? Das Zusammenwirken der einzelnen Familienmitglieder steht im Zentrum, wobei die Integ-

1 Vgl. Krämer, Sybille: Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität, Frankfurt am Main 2008, S. 110.

ration des Einzelnen in grossräumige Strukturen ebenfalls zu berücksichtigen ist. Die Untersuchung der fragmentarisch vorliegenden Briefkorrespondenz einer Familie von Salis lässt neue Erkenntnisse zum medialen Beziehungshandeln gewinnen, welche die historische Debatte zu sozialen Lebens- und Kommunikationsformen im Übergang des Spätmittelalters zur Frühen Neuzeit bereichern soll.[2] Neben dieser allgemeinen Zielsetzung will die vorliegende Arbeit aber auch eine mikrohistorische Beispielstudie sein, welche das innerfamiliäre Beziehungshandeln sowie die ihr zugrundeliegenden Terminologien fokussiert.

1.2 Orientierung im Forschungsfeld

> «Die Sozialwissenschaftler haben die Welt nur verschieden verändert, es kommt darauf an, sie zu interpretieren.»[3]

Wenn sich diese Arbeit als Beitrag zur Mikrohistorie[4] verstehen will, so muss deren Konzeption in der Folge kurz umrissen werden. Kultur in ihrer Pluralität und Komplexität wahrzunehmen und dabei das Singuläre der historischen Erscheinungsformen zu fokussieren, galt für die angelsächsischen Kulturanthropologen der 1970er- und 1980er-Jahre als Prämisse.[5] Die Tendenz, sich einer interpretativen Wissenschaft zu verpflichten, setzte sich in den 1980er-Jahren auch in Kontinentaleuropa durch. So wurde in Italien vermehrt eine Beschreibung des menschlichen Verhaltens angestrebt, welche andere Zielsetzungen als die marxistisch inspirierte Sozialgeschichte verfolgte. Während sich diese nämlich an Makromodellen orientierte, versuchte das neue Konzept der Mikrogeschichte, spezifische Handlungsspielräume fokussierter Akteure zu untersuchen.[6]

Unterdessen konnte sich dieser neue Ansatz derart etablieren, dass sich Pierre-André Chaippori und Maurizio Gribaudi gezwungen sehen, die heutige Mikrohistorie in drei nur vage voneinander zu unterscheidende Forschungsansätze zu unterteilen: Vertreter wie Hans Medick und David Sabean stehen für eine diachrone Beschäftigung mit sozialen Gruppen und familiären Netzwerken. Carlo Ginzburg fokussiert sich auf die Beobachtung sozialer Fakten in ihrer Bedeutung für die Kultur. Für den dritten Ansatz steht Giovanni Levi, der seine Aufmerksamkeit auf die Analyse von sozialen Praktiken im «Alltagsleben» lenkt.[7] Die vorliegende Arbeit steht gleichermassen unter dem Einfluss dieser drei Forschungstraditionen, ohne sich einem spezifischen Forschungsansatz verschreiben zu wollen.

In ihrer Fokussierung auf Beziehungshandeln innerhalb der Familie ist für die vorliegende Untersuchung ebenfalls eine kleine Übersicht über die Forschungsgeschichte der Familie vonnöten. Zu Beginn der sozialgeschichtlichen Erforschung der Familie in den 1960er- und 1970er-Jahren standen innerfamiliale Strukturen in

---

2 Vgl. z. B. Beer, Mathias: Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400–1550), Nürnberg 1990 (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 44); Goetz, Hans-Werner: Verwandtschaft im früheren Mittelalter (I): Terminologien und Funktionen, in: Gerhard Krieger (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 15–36; Jussen, Bernhard: Perspektiven der Verwandtschaftsforschung fünfundzwanzig Jahre nach Jack Goodys «Entwicklung von Ehe und Familie in Europa», in: Karl-Heinz Spiess (Hg.): Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters, Ostfildern 2009, S. 275–324 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 71); Ozment, Steven: Three Behaim Boys. Growing Up in Early Modern Germany, New Haven/Londen 1990; Sabean, David Warren/Teuscher, Simon: Kinship in Europe: A New Approach to Long-Term Development, in: Dies. (Hg.): Kinship in Europe. Approaches to longterm Development (1300–1900), New York/Oxford 2007, S. 1–32; Spiess, Karl-Heinz: Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1993 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Beihefte 111); Teuscher, Simon: Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500, Köln/Weimar/Wien 1998 (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit 8); Van Eickels, Klaus: Der Bruder als Freund und Gefährte. Fraternitas als Konzept personaler Bindung im Mittelalter, in: Spiess, Karl-Heinz (Hg.): Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters, Ostfildern 2009, S. 195–222 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 71).

3 Bruno Latour stellt, wie er es nennt, das berühmte Zitat Marx' «auf die Füsse». Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Aus dem Englischen von Gustav Rossler, Frankfurt am Main 2007 (Original: Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory, Oxford 2005), S. 75.

4 Zu diesem Begriff vgl. Ginzburg Carlo: Microstoria: due o tre cose che so di lei, in: Quaderni storici. Nuova serie 86, 1994, S. 511–539.

5 Stellvertretend für diese kulturrelativistische Position vgl. Geertz Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983.6 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Tanner Jakob: Historische Anthropologie zur Einführung, Hamburg 2004, S. 75ff.

7 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Chiappori, Pierre-André/Gribaudi, Maurizio: La notion d'individu en microéconomie et en micro-histoire, in: Jean-Yves Grenier/Claude Grignon/Pierre-Michel Menger (Hg.): Le modèle et le récit, Paris 2001, S. 283ff sowie Tanner 2004, S. 107ff.

unterschiedlichen Klassen und Schichten im Fokus. Später rückte die Familie einerseits in ihrer gesellschaftlichen Funktion ins Zentrum. Andererseits fragte man vermehrt nach psycho-sozialen Verhaltensweisen innerhalb der Familie. In der Konzentration auf diese Praktiken wurde es plötzlich fragwürdig, «Familie» als fixe Grösse zu betrachten. Vielmehr wurden diese Beobachtungen auf weitere soziale Beziehungen ausgeweitet. [8]

Genau deshalb lohnt sich an dieser Stelle der bereichernde Blick auf die Soziologie, wo Fragen zum Verhältnis von Individuum und Gruppen ihren Ursprung haben. [9] In seiner «neue[n] Soziologie für eine neue Gesellschaft» thematisiert Bruno Latour, was eine «soziale Gruppe» ausmacht. [10] Er warnt davor, von grundsätzlich vorhandenen Bindungen auszugehen, welche eine Gemeinschaft konstituieren sollen. In seiner Ansicht, dass sich über das Soziale an sich nicht verfügen lässt, plädiert er für eine Beschreibung der Bewegungen zwischen Menschen. In der Aufzeichnung ihrer Spuren sieht Latour die einzige Strategie, das Soziale sichtbar zu machen. Dabei sieht er die Erhaltung der Gruppe einzig in ihren fortwährenden Binnenbewegungen, denn: «Wenn ein Tänzer aufhört zu tanzen, ist der Tanz beendet.» [11] Latours Metaphorik des Tanzes gilt ebenso für den Fluss, der nur solange ein solcher ist, als er in Bewegung ist.

In der vorliegenden Untersuchung wird dieses Bild zu einem Flussmodell erweitert, welches über seinen metaphorischen Stellenwert hinauswächst und zu einer methodischen Darstellungsweise ausgebaut wird. Die in ihr verankerte Prämisse des Sozialen als fliessendes Element wird nicht die einzige Frucht dieser Vorgehensweise bleiben. Woraus aber besteht dieser Fluss, sind es die Briefe selber oder ist es das, was in ihnen ausgehandelt wird? Der mediale Charakter des verbindenden Flusses verkörpert die Medialität des Beziehungshandelns. Um diese Problematik ausführlich aufzugleisen, folgt weiter unten deren Einbettung in die medientheoretische Forschungsdebatte. [12] Für die vorliegende Arbeit sind die diesbezüglichen Überlegungen Sybille Krämers massgebend. Medien sind für sie das Element im Übertragungsvorgang, welches unter der Prämisse der Distanz Verbindungen und somit Beziehungen überhaupt erst möglich macht. [13]

Die sich auf die Mitglieder der vorliegenden Familie von Salis beziehende Forschungsliteratur ist rar und orientiert sich stark an heute in Bezug auf die Familie als verklärt zu bezeichnenden Solidaritätsannahmen. Dennoch liefert sie hinsichtlich der familiären Konstellation Anhaltspunkte. [14] Forschungsarbeiten, welche sich innerfamiliären Beziehungsgeflechten widmeten, ohne sich von der Attraktivität der statisch anmutenden Einheit «Familie» und damit assoziierten Prämissen verführen zu lassen, haben sich als Familien- und Haushaltforschung als eigenständiges historisches Forschungsfeld etabliert. [15] Neben ihren Thesen fliessen insbesondere im hier verfolgten Ansatz einer Beschäftigung mit zeitgenössischen Terminologien und ihren zugrundeliegenden konkreten Handlungsweisen auch die Erkenntnisse aus Simon Teuschers Studie zu Sozialitätsformen im spätmittelalterlichen Bern ein. [16] In der Untersuchung von medialem Beziehungshandeln gilt es, die Relation von emotionalen Neigungen und wirtschaftlichen Handlungsmotiven der Beteiligten zu beachten. Massgebend ist in dieser Hinsicht die These von Hans Medick und David Sabean, welche von einer untrennbaren Verschränkung von Emotionen und materiellen Interessen ausgeht. [17]

---

8 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Medick, Hans/Sabean David: Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft. Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in: Dies. (Hg.): Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984, S. 27f.

9 Vgl. diesbezüglich die Forschungslage bei Teuscher 1998, S. 2f.

10 Latour 2007, S. 50–75.

11 Ebd., S. 67.

12 Vgl. Kapitel 2.1.

13 «Für das Übertragungsmodell sind Medien unverzichtbar; sie sind das, was zwischen Sender und Empfänger platziert ist und es überhaupt erst möglich macht, dass der Sender etwas ‹aufgeben› kann, was dann beim Empfänger auch ankommt. Das Medium hebt den Abstand zwischen Sender und Empfänger nicht auf, führt auch zu keiner unmittelbaren ‹Berührung› zwischen beiden, sondern schafft eine Verbindung trotz und in der Entfernung.» Krämer 2008, S. 16.

14 Vgl. Vischer, Lukas: Friedrich von Salis (1512–1570), in: Bündner Monatsblatt, Chur 1952, S. 329–357; Von Salis-Soglio, Nicolaus: Die Familie von Salis. Gedenkblätter aus der Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde in Hohenrätien (Graubünden), Lindau 1891; Wieser, Constant: Johann Travers 1483–1563, in: Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten. Festgabe der Graubündner Kantonalbank zum Anlass des 100. Jahrestages ihrer Gründung 1870, Bd. 1, Chur 1970, S. 43–61.

15 Zu den wichtigsten Vertretern gehören: Beer 1990 und Spiess 1993 sowie für die vorliegende Arbeit besonders von Bedeutung: Ruppel, Sophie: Verbündete Rivalen. Geschwisterbeziehungen im Hochadel des 17. Jahrhunderts, Köln 2006.

16 Diese erfolgt im Ausblick von Simon Teuschers Dissertation, vgl. Teuscher 1998, S. 270.

17 Vgl. Medick/Sabean 1984, S. 31.

1.3 Quellenbestand

Das Quellenmaterial der vorliegenden Arbeit bilden in erster Linie innerfamiliäre Briefkorrespondenzen, welche im Staatsarchiv Graubünden aufbewahrt werden. Die Briefe wurden dem «Salis-Planta-Archiv» entnommen, welches seinerseits unter den «Nichtstaatlichen Archiven» im Staatsarchiv zu finden ist.[18] Das Material ist in bestimmten Personen zugeteilten Schachteln gelagert und umfasst nicht nur Korrespondenzen an und von dieser Person, sondern auch Briefmaterial, an welchem sie nicht beteiligt ist sowie weitere Schriften. Konkret heisst dies, dass in der Schachtel, welche mit «Friedrich von Salis (1512–1570)» angeschrieben ist, genauso Briefe an ihn[19] wie von ihm[20], aber auch Zuschriften zwischen seinen Brüdern Anton und Rudolf[21] sowie Briefe von Friedrich an ausserfamiliäre Adressaten[22], Verkaufsverträge[23], Gerichtsurteile[24], Urkunden[25] und weitere Schriften zu finden sind. Ähnlich verhält es sich mit den weiteren untersuchten Schachteln.

Anlässlich der vorliegenden Arbeit wurde in Zusammenarbeit mit dem Bündner Staatsarchiv jedes einzelne Dokument mit einer Signatur versehen. Anschliessend stellte ich aus diesen Materialien den sich lückenhaft über dreissig Jahre hinweg erstreckenden innerfamiliären Briefverkehr zusammen, der das Quellenkorpus für die vorliegende Arbeit darstellt. An der Korrespondenz beteiligt waren in erster Linie Friedrich und Anton von Salis-Samedan, aber auch ihre Brüder Caspar, Rudolf und Johann Baptista († 1547). Neben weiteren Briefen von und an Vater Rudolf bereichern auch Briefe von Friedrichs Schwiegervater Johannes Travers das Quellenkorpus. Unter Einbezug von weiteren Adressaten, aber auch Gegrüssten und in den Briefen Erwähnten erweitert sich das Personennetz um Mütter, Ehefrauen und Töchter. Die ausserfamiliären Korrespondenzen und weitere Schriften fliessen insofern in die vorliegende Arbeit ein, als dass sie im konkreten Zusammenhang mit der Fragestellung nützlich sind. Ausserdem werden neben dem aussortierten Material auch noch weitere handschriftliche und gedruckte Quellen beigezogen, welche sich nicht in diesem Bestand befinden.[26]

Aus über 330 Handschriften wurden aus den Archivschachteln 63 innerfamiliäre Briefe untersucht, welche im Zeitraum von 37 Jahren geschrieben worden sind.[27] Die Briefe sind in deutscher, italienischer und lateinischer Sprache gehalten und mussten transkribiert und übersetzt werden.[28] Formal kommen die Zuschriften unterschiedlich daher: Viele Briefe bestehen aus einem gefalteten Blatt, dessen Deckblatt und Innenseiten je nach Ausmass der Textproduktion beschrieben wurden, während die Rückseite für die Adresse Platz bot.[29] Genügte dies dem Schreiber nicht, zog er zum grossen gefalteten Blatt noch halb so grosse Einzelblätter im Folio-Format[30] hinzu, welche er einseitig beschrieb.[31] Oft besteht der Brief jedoch auch bloss aus einem solchen Folio-Blatt, wobei gewisse Briefinhalte Vor- und Rückseite beanspruchen und keine Adresse enthalten[32], andere hingegen nur eine Seite füllen und auf der Rückseite Platz für die Anschrift boten[33]. Es wurden jedoch nicht nur die grossen und daraus halbierten Blattgrössen benutzt, einige Briefe kommen in einmaligen Zettelformaten daher.[34] Ausserdem gibt es auch fragmentartige Schreiben, die wohl einem Hauptbrief zuzuordnen wären, der allerdings im Quellenbestand fehlt.[35] Den unterschiedlichen Formaten entsprechend reicht das Längenspektrum der Briefe von der kurzen Notiz bis zum fünfseitigen Brief.

Innerfamiliäre Briefkorrespondenzen stellen für die Erforschung zwischenmenschlicher Beziehungen ein äusserst geeignetes Untersuchungsmittel dar.[36] Allein ihre Existenz spricht für eine Verbindung zwischen den

18 Der vorliegend untersuchte Quellenbestand ist unter den folgenden Signaturen zu finden: StAGR D II a 1 (Friedrich von Salis [1512–1570]), StAGR D II a 2 (Anton von Salis), StAGR D II a 6 (Friedrich von Salis [1574–1615]), StAGR D II a 21 (Ursina von Salis) und StAGR D II a 22 (Lucretia von Salis).

19 Z. B. StAGR D II a 1.9b.

20 Z. B. StAGR D II a 1.3a.

21 Z. B. StAGR D II a 1.13b.

22 Z. B. StAGR D II a 1.15b.

23 Z. B. StAGR D II a 1.1.

24 Z. B. StAGR D II a 1.8d.

25 Z. B. StAGR D II a 1.20d.

26 Vgl. Bibliografie.

27 Nämlich die Jahre 1530–1567.

28 Die angewendeten Transkriptionsregeln folgen im Wesentlichen jenen für das ICT-Projekt Ad fontes (siehe Anhang Anm. 492).

29 Z. B. StAGR D II a 1.13a 1–4.

30 Das Folio-Format entspricht den Massen 21cm x 33 cm. Vgl. Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Masse, Zahlen, Gewichte und der Zeitrechnung, Stuttgart 2001.

31 Z. B. StAGR D II a 1.25b 1–6.

32 Z. B. StAGR D II a 1.2 r und v.

33 Z. B. StAGR D II a 1.9b r und v.

34 Z. B. StAGR D II a 1.7 oder noch mal in einem anderen Format StAGR D II a 1.19a

35 Z B. StAGR D II a 1.13b.

36 Dies betonen auch Simon Teuscher und Sophie Ruppel. Vgl. Teuscher 1998, S. 34ff und Ruppel 2006, S. 31ff.

am Briefwechsel Beteiligten. Ausserdem stellt jeder Brief einen Ausschnitt aus einer Kommunikationssituation dar, der von den interferierenden Handlungsweisen der Involvierten berichtet.

Bei einer näheren Betrachtung fällt auf, dass weit mehr Medien als bloss der Brief selber eine Rolle spielten. So sticht der Bote deutlich hervor, der im Kommunikationsprozess nicht bloss Überbringer der Nachricht ist, sondern diese selber mitprägt. Dies kann einerseits durch das durch ihn mündlich Ausgerichtete passieren oder aber auch bloss durch seine Erscheinung.[37] Durch die Schrift werden im Brief weitere Transaktionen, welche durch ihren verbindlichen Charakter als mediale Beziehungsträger in Erscheinung treten, erwähnt. Dabei handelt es sich um den Austausch von Schriften und den Ankauf und Verkauf von Pferden und Lebensmitteln. Diese auch als Leihgaben und Geschenke fungierenden Transfers begleiten die Schreiben oft oder sie werden zumindest in ihnen diskutiert.[38] Auch werden in den Briefen Informationen ausgetauscht, welche einen grösseren Interaktionsradius umfassen als bloss die duale Kommunikationssituation des Absenders und Empfängers.

Dem Brief selber kommt in diesen, wie es Simon Teuscher nennt, «polymediale[n] Kommunikationshandlungen»[39] nur eine Teilrolle zu. Durch ihn können jedoch auch weitere Interaktionsfelder, in welchen sich Beziehungen manifestieren, offen gelegt werden. Das Quellenmaterial widerspiegelt die auffallende Mobilität, welche dem Briefverkehr zugrunde liegt. Nicht nur der Brief per se ist als dynamisches Verbindungsglied zwischen dem Schreiber und dem Rezipienten zu betrachten. Ebenso sind es dessen Überbringer sowie Begleitsendungen. Weil Absender und Adressat selber immer wieder an einem neuen Ort anzutreffen sind, tragen auch diese zur Dynamik des sich durch den Briefverkehr abzeichnenden Kommunikationsraumes bei. Dieser besteht nicht nur aus den medialen Verbindungslinien, sondern auch aus der vielfältigen Komposition von Distanz, welche diesem zugrunde liegt.

Die beschriebenen Briefe als «Privatbriefe» zu bezeichnen, wird in der vorliegenden Arbeit grundsätzlich vermieden. Grund dafür ist die von Georg Steinhausen missverständliche Gegenüberstellung von privaten und öffentlichen Inhalten beziehungsweise Menschen, welche als öffentliche oder eben private Personen in Erscheinung treten.[40] Diese Einteilung ist in doppelter Hinsicht fragwürdig. Erstens treten die Mitglieder der Familie einander nicht als dual kompositionierte Personen, welche einander bloss die private Seite offenbaren, gegenüber, sondern als komplex disponierte Menschen, denen weit mehr als zwei dichotomisch anmutende Attribute zugeteilt werden müssen.[41] Zweitens unterläuft die erwähnte formale Heterogenität der Briefe wie auch die Praxis der Themenanordnung innerhalb diesen eine Zweiteilung: Inhaltlich wird eine heterogene Bandbreite an Themen im Blick auf den ganzen Bestand und oft auch hinsichtlich des einzelnen Exemplars abgedeckt. So widmet sich ein ganzer Brief der erhofften Heimkehr eines Bruders, was jedoch ebenso mit ökonomischen Begründungen als auch mit moralischen Argumentationen sowie emotional angelegten Bitten geleistet wird.[42] Grundsätzlich ist von einer Themenvielfalt im selben Brief auszugehen, in der sich Erzählungen über eigene Angelegenheiten mit politischen Neuigkeiten, Berichten über Rechtsstreitigkeiten und Tausch(händel) abwechseln.[43] Die Briefe können folglich nicht der humanistischen Tradition der *ars dictaminis* zugeschrieben werden.[44]

---

37 Vgl. Kapitel 3.3.2.

38 Vgl. zum Stellenwert und zum Veständnis von Geschenken: Groebner, Valentin: Gefährliche Geschenke. Ritual, Politik und die Sprache der Korruption in der Eidgenossenschaft im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit, Konstanz 2000 (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 4).

39 Teuscher 1998, S. 35.

40 Vgl. Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Teile, Berlin 1889–1891, Teil 1, S. 72 und 74 sowie dessen Diskussion in Beer 1990, S. 44–48 und Teuscher, Simon: Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500. Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung, in: Eckart Conrad Lutz (Hg.): Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des Troisième Cycle Romand 1994, Freiburg 1997, S. 359–385 (Scrinium Friburgense 8), hier S. 367.

41 Hier orientiere ich mich an Marc Blochs Verständnis des Menschen: «Wir sprechen von einem homo religiosus, homo oeconomicus, homo politicus – man könnte die Liste dieser Mensch auf -us beliebig erweitern. Es wäre jedoch sehr gefährlich, in ihnen etwas anderes zu sehen, als sie in Wirklichkeit sind: Blosse Phantome, die solange praktisch sind, als sie dem Erkennen nicht hinderlich werden. Das einzige Wesen aus Fleisch und Blut ist der Mensch schlechthin, der immer alles das zugleich ist.» 41 Bloch, Marc: Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers. Herausgegeben von Friedrich J. Lucas, Stuttgart 1974 (Anmerkungen und Argumente 9), S. 147.

42 Vgl. StAGR D II a 1.17a.

43 Vgl. z. B. StAGR D II a 1.17b, StAGR D II a 1.19d und StAGR D II a 2.3i.

44 Vgl. Constable, Giles: Letters and Letter-Collections, Turnhout 1976 (Typologie des sources du moyen âge occidental 17), S. 16–20.

1.4 Aufbau

Bei den zu untersuchenden Beziehungen wird der Fokus vordergründig auf diejenigen Verbindungen gerichtet, welche zwischen den an der Briefkorrespondenz Beteiligten bestanden. Berücksichtigt werden auch die Verbindungen zu jenen Personen, welche durch ihre wiederholte Erwähnung auffallen. Somit werden Gegrüsste, Überbringer und sogar Abwesende in die Beziehungslandschaft miteingebunden.

In einem ersten Kapitel dient eine medientheoretische Einführung der Generierung des Begriffs «Beziehungsmedien». Dieser neue Ausdruck wird denjenigen des Beziehungshandelns dann ersetzen, wenn ein Akteur fehlt. Begrifflichkeiten des Handelns gehen nämlich von der Präsenz eines Akteurs aus, welcher im untersuchten Gegenstand manchmal fehlt.[45] Um der singulären Historizität des vorliegenden Untersuchungsgegenstands gerecht zu werden, müssen die pluralistischen Kulturerscheinungen wie «Familie» und «Netzwerk» fokussiert werden. Ausserdem gilt es, die Art der Mobilität der Familie unter Berücksichtigung der Quellen zu umreissen und die methodische Herangehensweise an die spezifischen Beziehungstypen, aber auch an den Komplex der sozialen Gruppe der Familie zu klären. Dieser erste Teil der Arbeit dient vor allem der Sensibilisierung und Generierung von Begrifflichkeiten, welche für eine solche Untersuchung unabdingbar sind, sowie der Einführung in methodische Herangehensweisen, mit der diese in Verbindung gebracht werden.

Das nächste Kapitel widmet sich sodenn dem medialen Aspekt der Beziehungen. Die Annäherung an vermeintlich bekannte Verbindungen über die Fokussierung des «Dazwischen» soll die Beschaffenheit von Beziehung in den Vordergrund rücken. Untersucht wird also das, was sich zwischen den Polen bewegt. Anhand des im medientheoretischen Teil eingeführten Begriffs der «Beziehungsmedien» wird dargestellt, dass Beziehungen manchmal auch ohne direkte Akteure aufrechterhalten werden. Ausserdem kann aufgezeigt werden, inwiefern Beziehungen etwas Dynamisches, Fliessendes und letztlich, wie es der Titel der vorliegenden Arbeit suggeriert, etwas Lebendiges sind.

Der zweiten Bedeutung des Titels wird im letzten Kapitel Rechnung getragen. Durch die Berücksichtigung der zeitgenössisch praktizierten Beziehungsterminologien wird in kritischer Weise die Beschaffenheit von Beziehungen untersucht. So wird versucht, aus dieser Perspektive Aussagen zu Verbindungen und zu Netzwerken zu machen. Im Zentrum steht hier die Frage, wie die von den Akteuren benannten Beziehungen gelebt wurden und inwiefern die Terminologien mit Lebensmodalitäten verknüpft werden dürfen. Vermeintlich bekannte Benennungen müssen hier unbedingt kritisch hinterfragt werden und die Unterscheidung von Quellensprache und der Sprache der Analyse ist genau hier sehr wichtig.

45 Hiermit wird dem Zitat Latours Rechnung getragen, wenn er sagt: «Wenn wir handeln, treten andere Kräfte in Aktion.» Latour 2007, S. 109.

2 Begriffe und Methoden

In der Folge geht es um verschiedene Formen des Austauschs, welche Beziehungen ausmachen und um die Wahrnehmung von Rollenmustern, welche solchen dynamischen Interaktionen zugrunde liegen. Um sich nun an diese Themenkomplexe heranzuwagen, müssen einige Begriffe umrissen und reflektiert werden. Was gilt es unter «Medien» zu verstehen und inwiefern haben sie etwas mit «Beziehung» zu tun? Wie konstituiert sich «Familie» und inwiefern lässt sich diese historisch fassen? Nicht zuletzt soll die mobile Lebensweise ins Zentrum gesetzt werden, welche überhaupt zur Existenz der vorliegenden Briefe geführt hat. Ausserdem dürfen sich Mikro- und Makroperspektive nicht diametral gegenüberstehen, sondern müssen in Bezug auf Quellenbeobachtungen in fruchtbarer Weise zusammengebracht werden.

2.1 Zum Medienbegriff

Mit dem landläufig bekannten Begriff «Medien» werden Zeitungen, Radio, Fernsehen und Internet assoziiert. Versucht man sich jedoch aus wissenschaftlicher Sicht dieser Terminologie anzunähern, dann gilt es eine lange Evolutionsgeschichte zu berücksichtigen. In diesem Sinne müssen einige Vorbemerkungen gemacht werden, bevor der in der vorliegenden Arbeit oft benutzte Begriff eingeordnet werden kann.

Schlägt man das lateinische Wort «medius» im Wörterbuch nach, so wird es als lokaler und zeitlicher Mittelpunkt, als das Dazwischenliegende und als die Mitte selber übersetzt. Das «Medium» wird als unbestimmt, unentschieden, aber auch als zweideutig umschrieben, es kann vermittelnd zwischen zwei Extremen stehen, tätig als Mittler eingreifen und störend, ja entzweiend zwischen zwei Personen treten.[46] Diese vielfältigen, zum Teil gar ambivalenten Übersetzungsvorschläge lassen im Bereich des Abstrakten einen breiten Bedeutungsradius offen. Vergleicht man die sprachliche Übersetzung mit dem Alltagsverständnis des «Mediums», so wird klar, dass der Begriff in seiner täglichen Verwendung einen drastischen Bedeutungsverlust erlitten hat. Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung müssen wir uns aus dieser Enge befreien, die Breite zulassen, um dann daraus gezielte Spezifizierungen vorzunehmen. Bevor dies gemacht wird, soll die Geschichte des Mediums kurz und nur so weit umrissen werden, als dass sie für die vorliegende Arbeit vonnöten ist.

Es waren Erkenntnisse der Altphilologie, welche die Debatte zur Medienabhängigkeit von Äusserungsformen eröffnete und motivierte. Die These, dass die homerischen Epen ein ursprünglich orales, mit mnemotechnischen Kunstgriffen ausgestattetes Werk sei, war schon alt. Als jedoch Albert B. Lord den empirischen Nachweis seines Lehrers Milman Parry veröffentlichte, nämlich dass die regelmässigen Wiederholungen sowie die ausgeprägte Rhythmik keinen schriftstellerischen Finessen, sondern den Anforderungen oraler Mnemotechniken entsprachen, löste dies eine umfassende Schriftlichkeitsdebatte aus. Mit Marshall McLuhan, Claude Lévi-Strauss, Eric A. Havelock und Jack Goody seien nur einige genannt, welche sich in den 60er-Jahren mit dem Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit auseinanderzusetzen begannen.[47] Nicht nur historisches Interesse, sondern auch die zeitgenössische Überflutung technischer Kommunikationsinnovationen regte das Nachdenken über Oralität und Literalität an. Marshall McLuhans klingendes Credo «the medium is the message» entwickelte sich aus seinen Forschungen über die kulturellen Folgen des Buchdrucks. In seinem Werk «Die Gutenberg-Galaxis» stellt er einen Bezug des Mediums der Schrift, welche sich durch den Druck massgeblich verändert hat, zu der menschlichen Denkweise her. Unter Rückbezug auf das Gedankengut des Ökonomen Harold Innis findet gemäss McLuhan eine derart intensive Interferenz von Kommunikationsmedien und Kultur statt, dass eine ursprünglich technische Innovation durchaus Denk- und Kognitionsvermögen des Menschen beeinflussen kann. Nicht nur um die auch unbedachte Resonanz seines Credos zu parodieren, sondern um auf die allgegenwärtige Einflussnahme von Medien hinzuweisen, veröffentlichte er den aus effektvollen Bildern und experimentellen Collagen bestehenden Band «The Medium is the Message». In der

46 Vgl. Georges, Karl Ernst: Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel, 4 Bände, Basel 1959, 2. Band s. medius.

47 Vgl. Goody, Jack/Watt Ian: The Consequences of Literacy, in: Comparative Studies 5, 1963, S. 304–345; McLuhan, Marshall: The Gutenberg galaxy. The making of typographic man, Toronto 1962; Lévi-Strauss, Claude: Das wilde Denken, Frankfurt am Main 2004 (Original: La pensée sauvage, Paris 1962); Havelock, Eric A.: Preface to Plato, Cambridge 1963.

Annahme der gegenseitigen Beeinflussung von technischen Errungenschaften und menschlicher Denkart wollte McLuhan durch die Sensibilisierung im Umgang mit Medien und ihrem Verständnis die menschliche Autonomie bewahren und ausweiten.[48] Auch wenn McLuhans Ansätze mehrfach aufgenommen, diskutiert und modelliert worden sind[49], bleibt seine Grundsatzannahme der Interferenz technologischer Mittel und menschlicher Kognition und die daraus folgende Kernthese, Medien als kulturbestimmende Faktoren zu sehen, interessant.[50]

Archaische Sprechgesänge, der Buchdruck und Formen moderner Übertragungstechnologien haben nicht viel mehr miteinander gemein, als dass sie einer Kommunikation im Sinne einer Informationsübermittlung dienen. Der mündlich vorgebrachte Gesang, die handschriftlich fixierte Nachricht und die flüchtig notierte elektronische Message: Sie alle gelten als Varietät oder als Ersatz einer face-to-face-Kommunikation. Und obwohl Medientheoretiker sich eben gerade mit «Kommunikation» beschäftigen, so gilt es doch Dirk Baeckers Hinweis zuzustimmen, dass «Kommunikation» terminologisch zu wenig reflektiert und zu ungenau aus der Alltagssprache entlehnt worden ist. Seine auf mathematischen Modellen begründeten und zu soziologischen Konzepten hinführenden Erläuterungen sind jedoch, da systemtheoretischer Natur, für die vorliegende Arbeit nicht besonders hilfreich.[51]

Sybille Krämer versucht Ordnung in die «rhizomartige Verbreitung» des Begriffes zu bringen und unterscheidet in vereinfachender Art und Weise ein «postalisches» und ein «erotisches» Konzept der Kommunikation.[52] Bei ersterem bezieht sich Krämer auf Claude E. Shannons mathematisches Kommunikationsmodell, also auf ein informationstechnisches Übertragungsprinzip, in welchem etwas Materielles vom Sender zum Empfänger transportiert wird. Während des Transfers wird versucht, eventuellen Störfaktoren zu entkommen, sodass die Nachricht einigermassen unversehrt beim Empfänger ankommt. Dieser Austausch ist immer einseitig, Distanz wird zwar überbrückt, aber nicht aufgehoben. Das erotische Prinzip baut auf Jürgen Habermas' Kommunikationstheorie auf. Kommunikation wird hier als Interaktion verstanden, welche mittels Dialog auf Verständnis zielt. In der angestrebten Intersubjektivität wird versucht, Distanz und Differenz zu überwinden. Diese Verständigung gilt es als symmetrischen und reziproken Vorgang aufzufassen. Es wird eine Überwindung des Abstandes angestrebt, was ein Zusammentreffen suggeriert. Für das Übertragungsmodell des postalischen Prinzips muss das Medium als unverzichtbarer Teil des Vorgangs betrachtet werden, es sorgt für «eine Verbindung trotz und in der Entfernung»[53]. Genau diese Entfernung wird beim erotischen Prinzip des Verständigungsmodells aufgelöst, folglich gibt es keinen Platz mehr für ein Dazwischen und das Medium fällt weg. Sybille Krämer bezeichnet diese Gegenüberstellung als «pointierende[n] Aufriss»[54] und streicht mit diesen Worten die vereinfachende Modellhaftigkeit der beiden Konzepte hervor.[55]

Als Orientierungs- und Anhaltspunkt für die vorliegende Untersuchung ist Krämers Modell jedoch durchaus brauchbar. Gemäss dem postalischen Prinzip kann der Brief als Kommunikation ermöglichendes Medium zwischen Menschen angesehen werden. Weil er aber Störfaktoren ausgesetzt ist, wird eine «einwandfreie» Übertragung fragwürdig. Durch den Überlieferungsvorgang und die Nähe zum Gespräch durchläuft der Brief eine heterogene Kommunikationslandschaft, welche er, bildlich gesprochen, wohl kaum unberührt durchschreiten kann.[56] Angesichts der Übersetzung von «medius» als Störfaktor kann nun nicht nur der Brief, sondern auch alles, was sich gegen die Übermittlung der Botschaft richtet, als Medium verstanden werden. Auch soll die der wörtlichen Übersetzung abgewonnene Erkenntnis nicht vergessen gehen, dass das Medium zwar vermittelnd, aber eben auch entzweiend zwischen Perso-

48 Vgl. McLuhan1962, McLuhan, Marshall: The Medium is the Message. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1967 sowie Innis, Harold A.: Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte. Herausgegeben von Karlheinz Barck, Wien 1997.

49 Vgl. Böhme, Harmut/Matussek, Peter/Müller, Lothar: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will, Hamburg 2002, S. 188–202.

50 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Böhme, Harmut/Matussek, Peter/Müller, Lothar 2002, S. 183–188.

51 Baecker, Dirk: Form und Formen der Kommunikation, Frankfurt am Main 2005.

52 Krämer bezieht sich beim ‹postalischen Prinzip› auf Derrida und Chang, welche diesen Begriff prägten. Der Begriff des ‹Erotischen› wird gemäss Krämer elementar und ohne Anspruch auf Reflexivität verwendet. Vgl. Krämer 2008, S. 15.

53 Krämer 2008, S. 16.

54 Krämer 2008, S. 17.

55 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Krämer 2008, S. 12–18.

56 Vgl. Wenzel, Horst: Einleitung, in: Ders. (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997, S. 9–21 (Philologische Studien und Quellen 143), S. 11, S. 12f.

nen treten kann. Somit können Medien genauso Kommunikation ermöglichen wie verhindern. Genau diese Problematik greift Michel Serres in seinen Erläuterungen zum Parasitären auf. Für ihn gibt es dort, wo Intersubjektivität vorliegt, auch einen Dritten, der sich in vielfältiger Form zeigen kann.

> «Ich muss durch eine Mitte hindurch, bevor ich ans Ende gelange. Es gibt stets ein Medium, eine Mitte, ein Vermittelndes.»[57]

Angesichts dieser These müsste das erotische Prinzip abgelehnt werden. In Erinnerung an McLuhans These der Interferenz von technischen Medien und der Denkart des Menschen drängt sich die Frage auf, inwiefern die Briefe den Menschen prägen und umgekehrt. Auch wenn ein absolutes Zusammentreffen zweier Personen bezweifelt werden darf, so bleibt doch offen, inwiefern das materielle Medium und der Absender «eins werden» können. Wird das erotische Konzept von der personellen Abhängigkeit gelöst und auf die McLuhansche Interferenz von Kognition und Technik erweitert, so resultiert eine die menschliche Kultur bestimmende Prägung durch Medien, welche sich in menschlicher Mediatisierung äussern kann. Oder in anderen Worten: Weil der Absender den Brief prägt, findet sich im Brief auch der Absender.

Ob nun Medien als sozialtheoretisch tertiäre Kommunikation betrachtet werden sollen oder ob sie sich an der dyadischen Intersubjektivität des Dialogs orientieren, wird hier nicht thematisiert.[58] Klar ist, dass es bei der vorliegenden Mediendebatte den Fragen nach Zusammentreffen, Zwischengliedern, Störfaktoren und Interferenzen nachzugehen gilt. Die Schrift, der materielle Brief, Mündliches und noch nicht Gefasstes treiben eine Bewegung an, welche zwischen zwei Polen interferiert und dadurch Beziehung stiftet. In Bezug auf dieses sich bewegende beziehungsstiftende Element darf Michel Serres' Äusserung als Leitgedanke gelten:

> «Denn das Wesentliche ist niemals das Bild noch seine Bedeutung, nicht die Darstellung noch seine Spiegelungen, das Wesentliche bleibt stets das System der Beziehungen.»[58a]

Darum interessiert vorliegend, ob und inwiefern über, durch oder trotz dem Medialen ein Zusammentreffen der am Briefverkehr Beteiligten organisiert wird. Ein Medium ist nicht bloss als Übertragungsmittel zu verstehen, sondern auch als beziehungsaushandelndes Element. Die durch Austausch ermöglichten Interferenzen dürfen daher als «Beziehungsmedien» bezeichnet werden, was in der Folge auch geschieht. Der Vorteil dieses hier generierten Begriffs im Gegensatz zu dem gebräuchlichen «Beziehungshandeln» ist, dass er keinen Akteur bedingt und auch nicht nach ihm sucht. Er benennt das Vermittelnde, ohne dass er von einem Sender oder Empfänger abhängig wird.

2.2 Familie als soziale Gruppe, Netzwerk und Personensample

Wird ein innerfamiliärer Briefwechsel ins Zentrum der Untersuchung gestellt, so ist die Klärung des Begriffs der «Familie» unabdingbar. Hans-Werner Goetz unterscheidet diesbezüglich die «auf der Ehe beruhende Kernfamilie, [...], evt. unter Anschluss weiterer Familienmitglieder» und den «aus vielen Kernfamilien zusammengesetzten Verwandtschaftsverband».[59] Die vorliegende Personenkomposition zielt genau in die Mitte dieser beiden Kategorien: Die Beteiligten des Briefwechsels stellen Vertreter dreier ineinander verflochtener Kernfamilien dar. Bevor auf diese Vertreter etwas genauer eingegangen wird, muss aber eine Begriffspräzisierung in Bezug auf «Familie» und «Verwandtschaft» erfolgen. Seit Jack Goody und Michael Borgolte wird Verwandtschaft nicht mehr bloss als Ort biologischer Reproduktion betrachtet, sondern als ein Strukturierungskonzept sozialer Beziehungen.[60] Wegen der Annahme, dass sich Verwandtschaft ereignet und nicht einfach ist, zielen die Fragestellungen der Verwandtschaftsforschung auf ihre «materiellen und symbolischen Transaktionen»[61]. Dabei muss bedacht werden, dass Verwandtschaft nicht die einzige Ordnungskom-

57 Vgl. Serres, Michel: Der Parasit, Frankfurt am Main 1981 (Original: Le parasite, Paris 1980), S. 97.

58 Vgl. dazu Fischer, Joachim: Figuren und Funktionen der Tertiarität. Zur Sozialtheorie der Medien, in: Joachim Michael/Markus Klaus Schäffauer (Hg.): Massenmedien und Alterität, Frankfurt am Main 2004, S. 78–86 (MEDIAmericana 2).

58a Serres Michel: Der Parasit, Frankfurt a. M. 1981.

59 Goetz, Hans-Werner: Familie, in: Lexikon des Mittelalters IV, 1989, Sp. 256–257.

60 Vgl. Goody, Jack: The development of the family and marriage in Europe, Cambridge 1983 (Past and present publications), und auch Borgolte, Michael: Sozialgeschichte des Mittelalters. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit, München 1996 (Historische Zeitschrift. Beihefte. Neue Folge 22).

61 Jussen, Bernhard: Verwandtschaft, in: Lexikon des Mittelalters VIII, 1997, Sp. 1596–1599, Sp. 1597.

ponente ist, welche es in der Analyse einer sozialen Realität zu beachten gilt. Somit werden die Bewegungen innerhalb der verwandtschaftlichen Anordnung, diejenigen der Umgebung sowie ihre Interferenzen berücksichtigt.[62]

Die von Bernhard Jussen genannten Transaktionen meinen genau dieselben Bewegungen, welche weiter oben mit Beziehungsmedien bezeichnet worden sind. In diesem Begriff kommt die dynamische Bewegung, aber auch die beziehungsstiftende Dimension des Verwandtschaft konstituierenden Austauschens zum Tragen.

Betrachtet man die Familie oder die Verwandtschaft als ein soziales Gebilde, so müssen Bruno Latours Fragen und Prämissen in Bezug auf eine solche von ihm benannte Gruppe[63] beachtet werden, wovon es drei Gesichtspunkte besonders zu bedenken gilt. Erstens geht Latour davon aus, dass Gruppen zu ihrer Definition auf «Sprecher» angewiesen sind, welche in ihren Äusserungen die Entität als solche bestimmen. Zu fragen ist also erstens, wer das ist und wie sich diese in Bezug auf ihre Zugehörigkeit äussern. Zweitens soll nach den Grenzen dieser Einheit gefragt werden. Drittens gibt es nach Latour neben der Gruppe auch immer eine «Anti-Gruppe». Ist erstere die Familie, so darf man unter letzterer die Nicht-Familie subsumieren. Wer zur Familie gehört und wer nicht, ist aber gemäss Latours Modell nicht systematisch bestimmbar, da er davon ausgeht, dass Gruppen ständig neu gebildet werden. Gerade durch diesen dynamischen Prozess hinterlassen sie aber Spuren, welche sich nachzeichnen lassen. Ständig existente Entitäten lehnt Latour ab, da sich Gemeinschaften bloss in ihrer Bildung und Auflösung als solche manifestieren.[64]

In Bezug auf die vorliegende Fragestellung heisst das, dass die Briefschreibenden als «Sprecher» des sozialen Gebildes angesehen werden dürfen. In der Beobachtung ihrer Aussagen und ihrer darin zugrundeliegenden Praktiken ist eine Annäherung an die Entität möglich. Die Familie als etwas sich ständig neu Aushandelndes zu beschreiben, rückt das Verständnis dieses vermeintlich bekannten Gesellschaftsmodells in ein neues Licht. Für die vorliegende Untersuchung ist es von Nutzen, die Familie nicht als etwas statisch Festes zu betrachten, sondern als etwas sich dauernd Bildendes und Zersetzendes. So können auch einzelne Beziehungen in diesem sozialen Netzwerk differenziert betrachtet werden. Ausserdem wird die Familie genau in den dynamischen Bewegungen und Veränderungen, welche aufzeichenbar sind, historisch fassbar.

Die Forschung hat sich vielmehr mit dem Konzept der Familie als mit dem der Verwandtschaft auseinandergesetzt.[65] In Anbetracht der heutigen Gewichtung dieser sozialen Konstrukte mag dies nicht erstaunen, wird der heutigen Kernfamilie eine doch viel zentralere Rolle als der Verwandtschaft beigemessen. Trotzdem muss bedacht werden, dass solcherlei Begriffe spätgeborene Leitgedanken sind, deren Bedeutung sich heutiger Assoziationen bedienen. Die Begriffe «Familie» und «Verwandtschaft» finden sich im vorliegenden Quellenbestand nicht. Dies deutet zumindest auf die Tatsache hin, dass nicht in einer mit heute vergleichbaren Art in diesen Kategorien gedacht wurde. Im Umgang mit Verwandtschaftstermini ist Vorsicht geboten[66]: Keinesfalls darf von einem vermeintlich bekannten, alltagsgebräuchlichen Verständnis der Begrifflichkeiten ausgegangen werden. Auch gilt es, Hans Medick und David Sabeans Hinweis auf das gefährliche «soziologische Konzept der ‹Rolle›» zu beachten[67]: Nicht als Individuum, sondern als Teil eines sich ständig verformenden Netzwerks interessieren die einzelnen Positionen.

Netzwerke stellen zurzeit einen äusserst beliebten Forschungsgegenstand dar und haben ihre technische Eigentümlichkeit in ihrer Adaption in der Soziologie und nicht zuletzt in der Mediävistik längst abgelegt.[68] Der oft der Überstrapazierung ausgesetzte Begriff bedeutet zunächst, dass Akteure durch soziales Handeln miteinander interferieren. Die Knotenpunkte können dabei von Individuen, Institutionen oder, nach Latour, von Objekten[69] besetzt werden. Das interagierende Element kann sich einlinig oder reziprok, horizontal oder

62 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Jussen 1997, Sp. 1597.

63 «Das Wort ‹Gruppe› ist so leer, dass es weder Grösse noch Inhalt festlegt. Es lässt sich genauso gut auf einen Planeten wie auf ein Individuum anwenden; auf Microsoft wie auf meine Familie; auf Pflanzen wie auf Paviane. Aus diesem Grund habe ich es auch gewählt.» Latour 2007, S. 54.

64 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Latour 2007, S. 50–75.

65 Goetz 2009, S. 15f.

66 Für eine kurze Übersicht über verschiedene Verwandschaftstermini vgl. Goetz 2009, S. 18–23.

67 Medick/Sabean 1984, S. 44f.

68 Zur Einführung in die Netzwerkanalyse vgl. Schweizer, Thomas: Muster sozialer Ordnung. Netzwerkanalyse als Fundament der Sozialethnologie, Berlin 1996, oder Jansen, Dorothea: Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlage, Methoden, Anwendungen, Opladen 1999.

69 Latour 2007, S. 109–149.

vertikal bewegen und schafft so Beziehungen im weitesten Sinne. Robert Gramschs Aufforderung zur prosopografischen Anwendung der Netzwerkanalyse greift dann zu kurz, wenn das Forschungsinteresse über das einfache «wer mit wem» hinausreicht.[70] Darum soll hinsichtlich des von Gramsch beklagten Mangels an mediävistischen Netzwerkanalysen der Blick für den von Gadi Algazi geprägten Kulturbegriff «how to do what»[71] geöffnet werden. Interessant wird diese Vorgehensweise vor allem auch in ihrer methodisch breit angelegten Sicht, durch welche ermöglicht wird, Mikro- und Makroebene miteinander in Relation zu setzen, eine Betrachtungsweise, welche weiter unten noch ausgeführt wird.[72]

Die Beteiligten des untersuchten Briefwechsels bilden eine Gemeinschaft, welche als Fusion dreier Kernfamilien betrachtet werden kann: Rudolf von Salis und seine Söhne, Hans Travers und seine Tochter Ursina sowie Friedrich und Ursina von Salis als Ehepaar mit ihren Kindern. Der Anlage des Briefwechsels entsprechend bedienen sich die Schreibenden eines Vokabulars, welches die Bezeichnungen «Vater», «Mutter», «Sohn», «Bruder» «Schwester», «Ehefrau», und «Schwiegervater» enthält.[73] Eine Schwierigkeit der Verwandtschaftstermini liegt darin, dass man die Sprache der Quellen und die Sprache ihrer wissenschaftlichen Analyse sorgfältig unterscheiden muss, damit keine Missverständnisse entstehen. Wie diese Termini tatsächlich benutzt worden sind und wer wie bezeichnet worden ist, muss in dieser Arbeit genau betrachtet und reflektiert werden.[74]

Um die Sprache der Quellen und diejenige der wissenschaftlichen Analyse klar zu unterscheiden, plädiert Bruno Latour für die Erfindung einer unvoreingenommenen Infrasprache.[75] Im Bewusstsein, dass Quellensprache und Wissenschaftssprache gründlich differenziert werden müssen, wird der Klarheit und Einfachheit halber keine neue Sprache erfunden, sondern ein heuristischer Mittelweg gewählt. Diese möglicherweise kritisierbare Vorgehensweise wirkt sich für den Untersuchungsgegenstand nicht nachteilig aus, da die beobachtbaren Verwendungspraktiken von Begriffen in erster Linie in Bezug auf ein soziales Netzwerk interessieren. Hans Medick und David Sabean warnen eindringlich davor, sich von der «Selbstartikulation familialer Erfahrungen» verleiten zu lassen, da sich dies wegen unterschiedlich elaborierten Verbalisierungsvermögen als heikel und irreführend erweisen könne.[76] «Codes» spielten überall eine Rolle und stellen den Historiker oft vor unüberbrückbare Verständnisprobleme. Mit diesem Bewusstsein richte ich meinen Fokus nicht bloss auf die Selbstartikulierung der Schreibenden, sondern auf die allumfängliche Beschaffenheit des Netzwerkes. Aus diesem Grund, sowie unter Berücksichtigung der gewählten Methode der allmählichen Annäherung, sollen in erster Linie beobachtbare Bewegungen innerhalb des Netzwerkes dargelegt werden. Durch die Offenlegung der hier sogenannten Beziehungsmedien wird versucht, den bezüglich der vermeintlich bekannten Institution der Familie verfälschenden Assoziationen auszuweichen. Erst in einem zweiten Schritt soll dann die Annäherung an die Beziehungen via semantische Begriffsanalyse versucht werden.

Um einer gewissen Unübersichtlichkeit vorzubeugen, wird im Vorfeld ein Personensample angefertigt. Dank der begrenzten Personenanzahl endet dies nicht in einem genealogisch anmutenden Herbarium, auch ist es nicht meine Absicht, minutiöse Lebensläufe aufzuzeigen. Im Hinblick auf mediales Beziehungshandeln und auf Beziehungskonstellationen sind ein paar grundsätzliche Aussagen zu einzelnen Personen durchaus hilfreich.

Rudolf von Salis-Promontogno (1478–1571) war Oberst in französischen Diensten, 1531 baute er sich in Promontogno im Bergell ein Haus und wirkte als Podestà im Veltlin. Mit seiner ersten Frau Anna Misani von Samedan hatte er fünf Söhne: Friedrich, Johann

70 Gramsch, Robert: «Seilschaften» von universitätsgebildeten Klerikern im deutschen Spätmittelalter – Beziehungsformen, Netzwerkstrukturen, Wirkungsweisen, in: Gerhard Krieger (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 176–188, S. 185.

71 Algazi, Gadi: Kulturgut und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires, in: L'homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 11 (2000), S. 105–119.

72 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Boyer, Christoph: Netzwerke und Geschichte: Netzwerktheorien und Geschichtswissenschaft, in: Berthold Unfried/Jürgen Mittag/Marcel van der Linden et al. (Hg.): Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Leipzig 2008, S. 47–58 (IHT-Tagungsberichte 42), Gramsch 2009, S. 176–188 und Ruppel 2006, S. 24ff.

73 Beispiele dazu lassen sich in den folgenden Briefe finden: StAGR D II a 1.2, StAGR D II a 1.3a, StAGR D II a 1.4a, StAGR D II a 1.18b, StAGR D II a 1.18c und StAGR D II a 1.20c.

74 Vgl. Kapitel 4.2.

75 Latour 2007, S. 54.

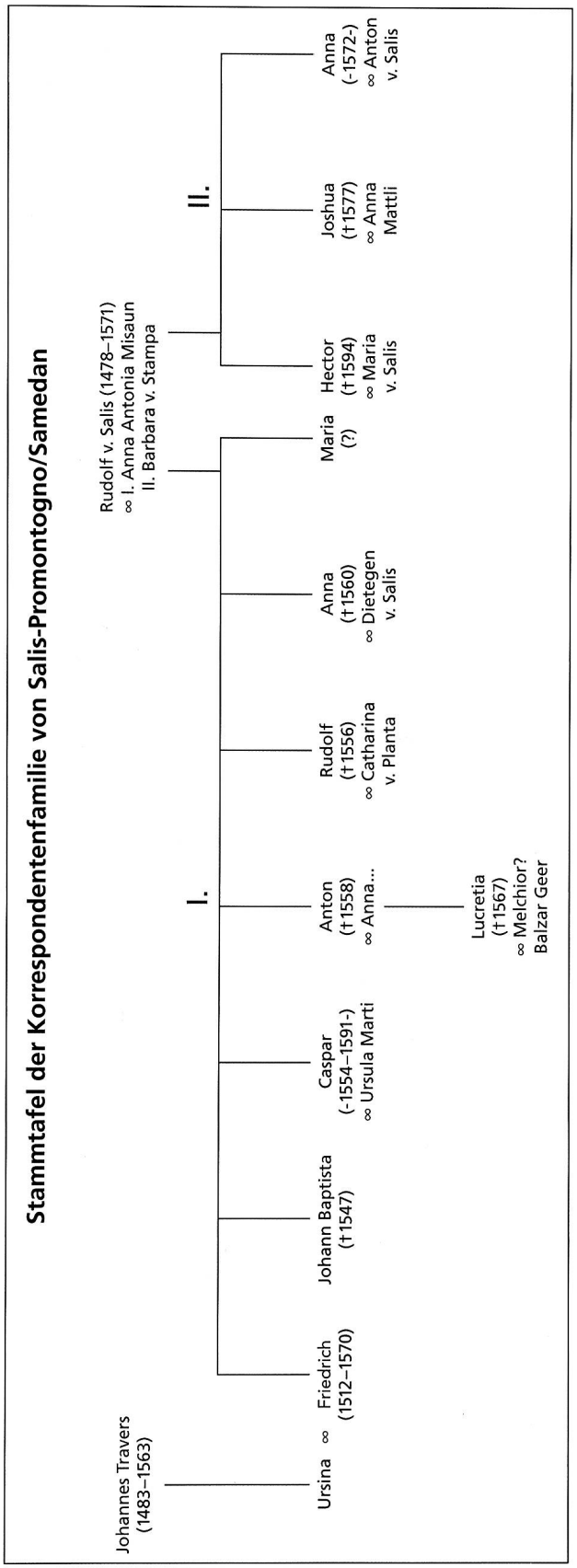
76 Medick/Sabean 1984, S. 30.

Baptista, Anton, Rudolf und Caspar. Die beiden Söhne Hector und Josua, welche aus Rudolfs zweiter Ehe mit Barbara von Stampa stammen, spielen für die vorliegende Arbeit nur am Rande eine Rolle und werden in der Folge nicht genauer besprochen.[77]

Friedrich von Salis-Samedan (1512–1570) war ein Sohn von Rudolf von Salis. Er studierte 1527–1534 in Basel, wo er sich reformieren liess und sich mit dem Ideengut des Humanismus befasste. Im Gegensatz zu den meisten seiner Brüder leistete Friedrich keinen Militärdienst; um so reger war er in politischen Belangen tätig: als Landamman in Samedan, als Notar des Oberengadins, als Gesandter in Venedig, als Abgeordneter im Bundstag der Drei Bünde und als Commissari von Chiavenna. Im Jahre 1565 wurde er wegen der Entgegennahme von französischen Pensionsgeldern vom Zuozer Strafgericht bestraft, wurde aber zwei Jahre später mithilfe der Drei Bünde rehabilitiert. Friedrich lebte mit seiner Frau Ursina von Salis, der Tochter von Johannes Travers, in Samedan.[78]

Johann Baptista (†1547) studierte in Basel und in Paris. In kaiserlichem Militärdienst verstrickte er sich anscheinend derart in politisch-militärische Dinge, dass er 1547 in Mailand des Hochverrats beschuldigt und ohne Prozess hingerichtet wurde.[79]

Anton (†1558) studierte in Zürich, bevor er sich in kaiserliche Dienste begab und zum Hauptmann aufstieg. Seine Frau Anna und seine Kinder lebten in Samedan, er selber hielt sich jedoch grösstenteils in Wien oder Innsbruck auf und fiel im April 1558 in Leutschau.[80]



Stammtafel der Korrespondentenfamilie von Salis-Promontogno/Samedan, nach: Sprecher, Anton: Stammbaum derFamilie von Salis, Chur 1941

77 Vgl. Beilagen zum Salis-Stammbaum StAGR CB III 518 Tafel 7. Im Stammbaum wird Rudolf von Salis unter 6/9 und 7/1 aufgeführt, somit ist er nicht zu verwechseln mit anderen Personen, welche denselben Namen tragen.

78 Vgl. Beilagen zum Stammbaum StAGR CB III 518 Tafel 7 (Friedrich ist im Stammbaum unter 7/3 aufgeführt); Vischer 1952, S. 329–357; Von Salis-Soglio 1891, S. 55–58 und Bundi, Martin: Frühe Beziehungen zwischen Graubünden und Venedig, Chur 1998 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 2), S. 120–136.

79 Vgl. Beilagen zum Stammbaum StAGR CB III 518 Tafel 7 (Johann Baptista ist im Stammbaum unter 7/2 aufgeführt) und Vischer 1952, S. 333.

80 Vgl. Beilagen zum Stammbaum StAGR CB III 518 Tafel 7 (Anton ist im Stammbaum unter 7/5 aufgeführt) und Vischer 1952, S. 341–345. Leutschau liegt im Nordosten der heutigen Slowakei.

Rudolf (†1556) studierte ebenfalls in Zürich und agierte als Militärsmann. Verheiratet war er mit Catharina von Planta-Samedan. 1556 starb er in Samedan.[81]

Caspar (-1554–1591-), dessen Lebensdaten völlig unbekannt sind, lebte gemäss Vischer als einziger dieser fünf Brüder länger als ihr Vater.[82]

Neben Vater Rudolf und seinen fünf Söhnen aus erster Ehe ist auch der Schwiegervater von Friedrich am vorliegenden Briefverkehr beteiligt. *Johannes*, auch *Hans* oder *Gian Travers* (1483–1563) genannt, wird als gebildeter Humanist beschrieben. Schulbildung und Studium genoss er in München, Leipzig und in Siebenbürgen. Johannes Travers beteiligte sich neben militärischen Belangen auch an politischen Geschehnissen, wirkte in mehreren Amtsperioden als Landammann des Oberengadins und erhielt 1519 als Landeshauptmann des Veltlins von Kaiser Maximilian den Adelsbrief. Wegen der Planung einer höheren Schule des Gotteshausbundes in Chur nahm der Zürcher Reformator Heinrich Bullinger[83] mit Johannes Travers Kontakt auf, der bis zu dessen Tod anhielt.[84] Travers gilt als Förderer der Reformation im Oberengadin. Zu seiner bis heute anhaltenden lokalen Bekanntheit trägt ausserdem sein literarisches Schaffen in romanischer Sprache bei: Seine Erlebnisse des ersten Müsserkrieges, welche er zu einer Reimchronik verarbeitete, gilt als Erstlingswerk der romanischen Schriftsprache.[85]

Über einzelne Personen gäbe es anhand der Literatur noch einiges mehr zu sagen, über andere schweigen sich Familien- und Lokalgeschichte aus. Neben den orientierungsstiftenden Informationen ergeben sich aus der groben Übersicht heraus zwei wichtige Fragen. Die Väter und Brüder hatten zumindest zum Teil in Samedan oder im Bergell ihre Ehefrauen und Kinder und leisteten Kriegsdienst bei europäischen Grossmächten. Wie muss man sich die Lebensweise dieser Personen und ihrer Familien vorstellen? Wie die kurzen Lebensläufe zeigten, war ein und dieselbe Person in politischen, militärischen, reformatorischen und kulturellen Bereichen involviert. Inwiefern können diese Menschen als Akteure dieser Wirkungsfelder gesehen werden? Um die Frage nach der Lebensweise der Familien sowie jene nach Wirkungskreisen einzelner Personen beantworten zu können, müssen die für diese Zeit typischen Lebensbedingungen umrissen werden. Dies soll nun unter Beizug der brieflichen Quellen geschehen.

2.3 Mobilität und die Frage der Perspektive

2.3.1 Mobile Sesshaftigkeit als Lebensweise

Wie sesshaft oder mobil waren nun die am Briefwechsel beteiligten Personen und inwiefern kann dadurch eine Vorstellung vom Zusammenleben der Familie als Gemeinschaft konstruiert werden? Wer lebte mit wem wann im gleichen Haus?[86] Um solcherlei Fragen zu beantworten lohnt es sich, dem Briefverkehr zugrundeliegende Personenkonstellationen im Hinblick auf deren geografische Verteilung zu fokussieren. Neben den am Briefwechsel unmittelbar Beteiligten gilt es diesbezüglich auch Aussagen über im Schreiben Erwähnte zu beachten. Im Jahre 1530 schrieb Vater Rudolf seinem in Paris weilenden Sohn Johann Baptista von Solothurn aus einen Brief.

81 Vgl. Beilagen zum Stammbaum StAGR CB III 518 Tafel 7 (Rudolf ist im Stammbaum unter 7/8 aufgeführt)

82 Vgl. Beilagen zum Stammbaum StAGR CB III 518 Tafel 7 (Caspar ist im Stammbaum unter 7/4 aufgeführt) und Vischer 1952, S. 330.

83 Vgl. Blanke Fritz/Leuschner Immanuel: Heinrich Bullinger. Vater der reformierten Kirche, Zürich 1990.

84 Vgl. Schiess, Traugott (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, I. Teil Januar 1533–April 1557, Basel 1904 (Quellen zur Schweizer Geschichte 23), Einleitung S. LIII–LVII, die Briefe Nr. 12, 15, 19, 21, 23, 39, 40, 41, 49, 50, 52, 57, 60, 62, 76, 87, 89, 106, 169, 214, 227, 242, 246, 258, 259, 263, 264, 273, 297, 299, 319, 323, 324 sowie Schiess, Traugott (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, II. Teil April 1557–August 1566, Basel 1905 (Quellen zur Schweizer Geschichte 24) und die Briefe Nr. 208, 336, 390 und 400.

85 Vgl. Wieser 1970 sowie Bezzola Reto R.:Litteratura dals rumauntschs e ladins, Cuira 1979, S. 152–182.

86 Zur Forschungsdiskussion über Haushaltskonstellationen im Mittelalter vgl. Teuscher 1998, S. 40, v.a. Fussnote 5; Mitterauer, Michael: Mittelalter, in: Ders./Andreas Gestrich/Jens-Uwe Krause/ (Hg.): Geschichte der Familie, Stuttgart 2003, S. 160–363 (Europäische Kulturgeschichte 1), S. 264–308 sowie Sabean, David Warren: Property, production, and family in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge 1990 (Cambridge Studies in Social and Cultural Anthropology 73), S. 88–101.

«Ich pin in Bergel zogen mit diner muoter und das folg alls, ich han Samaden gelassen zve knecht[87] mit 26 melgkkuo die das huss goment[88]. Ich wel in Bergel ein hoepsch huss lossen bühen in dem huss obrest im dorff zuo Promentung.»[89]

Wie den Beilagen zum Stammbaum zu entnehmen ist, hatte Vater Rudolf in Samedan Land gekauft[90], welches er, dem folgenden Briefausschnitt zufolge, der Verwaltung zweier Angestellten überliess, um ins Bergell zu ziehen. Die Mutter, Anna Misani von Samedan, begleitete ihren Mann. Dem gleichen Brief ist zu entnehmen, dass die Brüder Anton und Rudolf in Zürich seien und dass Friedrich den Vater auf seiner Reise nach Solothurn begleite.[91]

Aus dieser Momentaufnahme lassen sich nun einige Folgerungen ziehen: Vater Rudolf zog mit seiner Ehefrau von Samedan nach Promontogno, wo er ein Haus bauen liess. Dieses Vorhaben impliziert eine sesshafte Lebensweise; die Erwähnung, dass er mit seiner Frau dorthin ziehe, lässt auf ein Zusammenleben des Ehepaars schliessen. Den Brief selber schickt der sich gerade auf einer Reise befindende Rudolf aber von Solothurn aus. Sein Sohn Friedrich begleitete ihn dorthin, während sich drei weitere Söhne in Paris beziehungsweise Zürich aufhielten. Nur von Caspar schreibt der Vater nichts, was wohl bedeutet, dass er noch ein Kind war, dessen Aufenthaltsort für die Beteiligten klar und somit keiner Erwähnung wert war, oder dass er noch nicht geboren war.

Wie schon den Lebensläufen zu entnehmen ist, studierten die Söhne in jungen Jahren in verschiedenen Städten. Tatsache ist, dass der gemäss Lebenslauf im Jahre 1530 in Basel studierende Friedrich seinen Vater auf dessen Reise nach Solothurn begleitete. Aufenthalte fern des Engadins bedeuteten also nicht, dass man einander nicht doch getroffen hat. Dies war, wie es im vorhergehenden Brief der Fall war, in Form einer gemeinsamen Reise, aber auch, wie der folgende Briefausschnitt es zeigt, durch vorübergehende Besuche im Bergell und im Engadin möglich. Friedrich adressiert im Jahre 1536 von Samedan aus einen Brief an seinen Bruder Anton in Promontogno:

«Darzwischent aber byss [...] du khumbst lass dir woll sinn. Grüss mir vast die muotter, den Hans Baptist (unnd pitt inn das er mir etwas schribe) unnd iederman.»[92]

Offensichtlich plante der noch in Promontogno weilende Anton, in Bälde in Samedan bei Friedrich vorbeizukommen. Ob es sich beim erwähnten Hans Baptist um den eigenen Bruder handelt, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, da Friedrich ihn im Brief nicht explizit als solchen benennt. Falls damit aber tatsächlich der Bruder gemeint war, so gilt es für diesen ebenfalls festzuhalten, dass er zwischen seinen Lebensstationen Paris und Norditalien durchaus auch einmal im Bergell weilte. Die Tatsache, dass Friedrich zwar die Mutter, aber nicht seinen Vater grüssen lässt, heisst wohl, dass dieser gerade wieder auf einer Reise war.

Häufige Reisen und gegenseitige Besuche waren also gängig, wie auch der folgende Brief des Jahres 1544 von Friedrich an seinen Bruder Johann Baptista bestätigt.

«Hierumb biss gebetten hinfür mich mitt dinem schriben öffter haimzesuochen, wurst unss allen die sorg, so wir euwerthalben habendt, ringeren. Wie woll mich vast ansicht euch nach Michaëlis zu besuchen und namlich wo mich gott gsundt latt, und min fürnemen uss anligender erhaffter ursach nitt verhindertt würdt, achten ich zu euch zekhommen, wils gott. Hierumb wellest dem [Messer] Philippo Württ zum Sternen vor Porten Comasken anzeigen, wo ich dich zu Maylandt, oder anderschwo würdt mögen finden.»[93]

Dem sich in den 1530er-Jahren in Paris aufhaltenden Johann Baptista, der zwischendurch, wie gezeigt werden konnte, wieder ins Bergell zurückkehrte, wurde dieser Brief nach Mecano zugeschickt, um ein Treffen in Mailand zu vereinbaren. Auch für Friedrich lassen sich nun aus diesen bloss spärlichen Beispielen verschiedene Stationen aufzählen: Basel, Samedan, Solothurn und nun die Ankündigung seines Besuches in Norditalien.

Ohne eine flächen- und zeitabdeckende Migration der verschiedenen Personen nachzuzeichnen, was in Anbetracht der lückenhaften Quellenlage auch gar nicht

87 Idiotikon = Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Hg.): Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizer Volkes, Bde. I–XV, Frauenfeld 1881–1995, III, Sp. 721: Chnëcht: Person männl. Geschlechts in dienender Stellung.

88 Gomen, gaumen: hüten, beaufsichtigen.

89 StAGR D II a 1.2 r.

90 Vgl. Beilagen zum Stammbaum StAGR CB III 518 Tafel 6.

91 StAGR D II a 1.2 r.

92 StAGR D II a 1.7 r.

93 StAGR D II a 1.12a 1.

Die Karte zeigt die im vorliegenden Beitrag erwähnten Korrespondenzorte.

möglich ist, lässt sich anhand dieser Beobachtungen schliessen, dass die Lebensweise der vorgestellten Personen von einer ausgeprägten Mobilität gezeichnet war. Häufige Reisen schliessen aber die Sesshaftigkeit an und für sich nicht aus. So baute sich Rudolf von Salis in Promontogno ein Haus, während sein Sohn Friedrich zumeist von Samedan aus korrespondierte, wo auch dessen Frau Ursina und seine Kinder lebten.[94] Ursinas Vater, Hans Travers, schrieb alle von ihm stammenden Briefe in Zuoz, was angesichts der bloss sechs vorliegenden Schreiben nichts über seine Mobilität aussagt, aber doch seinen Wohnsitz dort vermuten lässt.[95] Dies wiederum bedeutet, dass Ursina trotz der häufigen Reisen ihres Mannes mit diesem einen Haushalt führte und nicht im Hause des Vaters lebte.

Auch Antons Frau wohnte, trotz der häufigen Abwesenheit ihres Ehemannes, in Samedan. Der wegen seiner militärischen Berufung oft in Wien Weilende sah Frau und Kinder selten, was seinem Bruder jedoch missfiel, wie er ihm in einem Schreiben kundtat.

> «Ia, du solt haim khommen by wib und khindt husen, alss göttlich und billich[96] ist.»[97]

Friedrich ermahnt Anton, dass er zurückkommen solle, um mit seiner Frau und den Kindern zusammenzuwohnen. Dies bringt die damalige Konvention von ehelichem und innerfamilärem Zusammenleben zum Ausdruck. Ausserdem fordert er seinen Bruder zur Heimkehr auf. Begriffe wie «Heimat», «daheim» und «Vaterland» kommen in den Briefen vermehrt vor.[98] Dies deutet doch darauf hin, dass die am Briefwechsel beteiligten Personen trotz oder gerade wegen ihrer grossräumigen Mobilität ein sesshaftes und einem bestimmten Ort zugehöriges Selbstbewusstsein hatten.

Grundsätzlich ist von einem Zusammenleben und Zusammenwohnen von Ehepaaren mit ihren heranwachsenden Kindern auszugehen. Wie das Beispiel von Rudolf von Salis zeigt, der im Alter von 52 Jahren anfing, ein Haus zu bauen, konnte der Wohnsitz auch verlegt werden. Zudem ist eine äusserst ausgeprägte Mobilität der Männer in Form häufigen Reisens zu beobachten. Sobald die männlichen Nachkommen ins Jugendalter kamen, verliessen sie das elterliche Haus, um in entfernten Städten zu studieren. Dabei wurden im vorliegenden Beispiel die Brüder weder konsequent getrennt, noch alle gemeinsam an denselben Ort geschickt.

Verbundenheit drückt sich nicht nur in der steten Praxis des Briefeschreibens aus, sondern auch in Form von Besuchen und Treffen, welche die Zeiten des Getrenntseins unterbrachen. «Zu Hause» aber war dort, wo die Brüder aufgewachsen waren, wo ihre Familien wohnten und sich der familiäre Besitz summierte. Die Verwendung solcher Begriffe gilt es erstmals möglichst neutral als eine im Briefwechsel beobachtete Praxis stehen zu lassen. Keinesfalls sollen sie mit einem nationalstaatlich infiltrierten Zugehörigkeitsgefühl in Verbindung gebracht werden. Fragt man nach der Motivation, was denn eigentlich zur Mobilität aufrief, so wird man gezwungen, den innerfamiliären Rahmen zu sprengen und eine Rundumsicht zu wagen.

2.3.2 Die Zusammenkunft von Mikro- und Makroebene als Betrachtungsweise

Ausgehend von der ausgeprägten Mobilität erscheint es naheliegend, dass die Briefschreibenden zu Grenzgängern in verschiedensten Bereichen wurden. Wie schon in den kurzen Lebensläufen umrissen worden ist, waren die Vertreter der Familie in verschiedenen Bereichen tätig: in der Politik, im Militär und in Bezug auf reformatorische Debatten. Die Frage nach konkreten Wirkungsfeldern soll nun aber nicht in einer personenzentrierten Art geschehen, auch wird kein Platz sein, die Gegebenheiten und Lebensbedingungen im Detail zu betrachten. Im Bewusstsein aber, dass Familie nur eine von vielen anderen gleichzeitig existierenden Gruppen ist, welche Gesellschaften ordnen[99], ist es für das Ver-

94 Dies ist den Briefen von Friedrich an Ursina zu entnehmen, vgl. StAGR D II a 1.18c, StAGR D II a 1.20a, StAGR D II a 1.20b und StAGR D II a 1.20c.

95 StAGR D II a 1.9b, StAGR D II a 1.18b, StAGR D II a 1.18d, StAGR D II a 1.19a, StAGR D II a 1.19b und StAGR D II a 1.19e.

96 Lexer 1992, S. 21: billich: gemäss, von rechts wegen.

97 Vgl. z. B. StAGR D II a 1.17a 1.

98 Vgl. StAGR D II a 1.17b 4: «Weytter lieber bruoder so hatt der Caspar als er heimwartz gezogen ist zu Schwaiz etlich ungerischenn oxenn gekhoufft.», StAGR D II a 1.3a 1: «Ich pinn hir zuo Solotornn woll ein monatt gsinn, dann der vatter hatt daheymant zeschaffenn. Unnd er will ein hupsch huss zuo Promentong lassenn buwenn, das hatt er schonn angefanngenn. Und hoff zuo Gott, wen du wider heym kumpst, mir söllenndt ein hupsch wesenn zuo gricht hann.» sowie StAGR D II a 2.4s 3.: «Hiermitt nitt mer dan Gott der Her seig mitt dir und unss allen, und verlihe unss gnad das wir bald mitt fröuden zusammen khommen, und ouch mitt fröuden wider in unser vatterland ziehend fürderlich, und wer unss lieb ist, in guottem vermögen findendt.»

99 Vgl. Jussen 1997, Sp. 1597, und Latour 2007, S. 50–75.

ständnis von Beziehungen vonnöten, zumindest eine Skizzierung weiterer Gruppen zu versuchen.

Hans Medick und David Sabean plädieren für eine «Verknüpfung von familialen Binnen- und Aussenbeziehungen»[100], eine in Bezug auf das Verständnis von Beziehungsstrukturen gewinnbringende Methode. Die Begrifflichkeiten «innen» und «aussen» mögen nicht ganz zutreffend sein, noch weniger passt die immer wieder verwendete und kritisierte Unterscheidung von «privat» und «öffentlich», welche auf eine heutige Wahrnehmung referiert und nicht auf ein frühneuzeitliches Denken übertragen werden darf.[101] Dass den kritisierten Ausdrücken kein treffendes Begriffspaar entgegengestellt werden kann, liegt daran, dass diese Unterteilung im Hinblick auf eine Netzwerkforschung in der Frühen Neuzeit keinen Sinn macht. Vielmehr sei an Norbert Elias' durchaus immer noch aktuelle These erinnert, dass Individuum und Gesellschaft keine diametralen Gegensätze, sondern bloss verschiedene Betrachtungsweisen desselben Gegenstandes darstellen.[102] Was vorliegend also versucht wird, ist, familiäre Beziehungen sowohl aus der Perspektive des Einzelnen als auch aus jener der Gesellschaft zu betrachten. Die Verschmelzung von Mikro- und Makroebene soll eine ganzheitlichere Sicht auf familiäre Beziehungssysteme ermöglichen. Zunächst soll einmal aufgezeichnet werden, in welchen «Gesellschaften» sich die Brüder und Väter bewegten und wie sie sich darin orientierten. Dabei ist zu bemerken, dass, um nochmals die Terminologie Latours aufzugreifen, die Aussenbeziehungen der einen Gruppe mit den Innenbeziehungen einer andern interferieren.

Wenn Praktiken und Beziehungen der Familienmitglieder verstanden werden sollen, so ist es vonnöten, die Rolle der Familie in ihrer unmittelbaren Umgebung zu umreissen. Nach dem Niedergang des feudalen Erbadels im Rätischen Freistaat bildeten reiche Patrizier die neue Führungsschicht, welche sich durch Besitz und Ansehen Privilegien erarbeiteten. Neben weiteren Vertretern gehörten auch die Familie von Salis und Travers dieser wohlhabenden und mächtigen Führungsschicht an. Um ihr Ansehen in einem kommunal geprägten Gesellschaftsmodell, wie es die Drei Bünde zu jener Zeit vertraten, zu wahren, galt es, sich in finanzieller und politischer Hinsicht hervorzutun. Der Wohlstand wurde dabei nicht nur aus landwirtschaftlichem Grundbesitz genährt, auch Pensionsgelder und Handel spielten eine Rolle. Dabei richteten sich die Interessen nach wirtschaftlichen Einkünften: Einige profitierten eher vom Handel, der durch den Nord-Süd-Verkehr durch das Bergell ermöglicht wurde und waren somit offen für Abkommen mit Mailand und dem habsburgischen Spanien. Andere erklärten sich bereit, Kriegsdienste dort zu leisten, wo dieser durch möglichst hohe Pensionsgelder entgolten wurde. Dabei wurde keine Rücksicht auf eventuell differierende Loyalitäten genommen, und so geschah es, wie es auch den kurzen Lebensläufen zu entnehmen ist, dass Vertreter der gleichen Kernfamilie sich von gegensätzlichen Parteien anheuern liessen.[103]

Diese Praxis war nicht immer unproblematisch. Johann Baptista schien sich im Jahre 1547 in Mailand in eine Sache verstrickt zu haben, aus der es keinen Ausweg mehr gab. Nach seinem Tod wandte sich sein Bruder Friedrich entrüstet an die «trüw vätter gemeiner dryen pundthen»[104], an die Obrigkeit der Drei Bünde[105]:

> «Ess ist euch allen wol zewussen wie in dissem vergangnen früling der Tyran unnd unmensch, namlich der governator von Meylandt, Don Ferandt Gonzaga, minen fromen bruoder seeligen den Hans Baptisten, on alle ursach, ellenklich hatt lossen umbringen. Gott der Her sige siner seele gnedig. Nun sich desser Wütrischen unmeschliche thatt ze entschuldigen, hatt er ylentz darnach ein process, derglichen ein Missive euch zuogsandt, anzeigende die ursach siness todtes were xsin, das er Chum und ettlich ander flecken meer dess Hertzogthumbss Meylandt hett welle innemmen. Und wiewoll das sunst offenbar ist, das min Bruoder seelig, diewill er leider dem Kheyser hatt gedient, sich froklich mitt aller warheytt und truw

100 Medick/Sabean 1984, S. 40.

101 Vgl. Teuscher 1997, S. 366ff.; Teuscher 1998 S. 5–10 und Ruppel 2006, S. 77–79.

102 Vgl. Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen, in: Michael Schröter (Hg.): Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt am Main 2001 (Norbert Elias Gesammelte Schriften 10), S. 15–98 sowie Ruppel 2006, S. 26–29.

103 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Head, Randolph C.: Demokratie im frühneuzeitlichen Graubünden. Gesellschaftsordnung und politische Sprache in einem alpinen Staatswesen, 1470–1620, Zürich 2001.

104 StAGR D II a 1.15b 2. Gemeint sind damit wohl der Bundspräsident des Gotteshausbundes, der Landrichter des Grauen oder Oberen Bundes und der Bundslandammann des Zehngerichtenbundes. Diese drei Bundshäupter trafen sich im Beitag zur Besprechung dringlicher Angelegenheiten. Vgl. Head, Randolph, C.: Die Bündner Staatsbildung im 16. Jahrhundert: zwischen Gemeinde und Oligarchie, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte 2, Chur 2000, S. 85–112, S. 98.

105 Zur Einführung über die Institutionen und Körperschaften des Freistaates der Drei Bünde vgl. Head 2000.

gehalten, da er nitt allein söllichess, so im der Tyran die ursach siness todtes xsin sige, zuomessen will, nie begägen, sonder ouch khein anderss argess wider den Kheyser und denen Herren so er gedienett hatt, nie besint noch bedacht hatt.» [106]

Ferrante Gonzaga, ein enger Vertrauter des Kaisers [107] und Statthalter von Mailand, hatte Johann Baptista des Hochverrats beschuldigt und umbringen lassen. Diese Tat verurteilte sein Bruder Friedrich aufs Gröbste und beteuerte die Loyalität seines Bruders gegenüber dem Kaiser. Diese Anhängerschaft schien aber entweder Friedrich oder der Obrigkeit der Drei Bünde nicht zu gefallen, denn Friedrich erwähnt, dass sein Bruder «leider» in den Diensten des Kaisers gestanden habe. Die Betonung dieser missfallenden Anhängerschaft kann nun durchaus als strategisches Mittel fungieren, richtete sich die Bündnispolitik des Freistaates doch eher nach Frankreich aus. [108] Vielleicht offenbarte Friedrich aber auch bloss seine eigenen Interessen, da er und sein Vater französische Pensionsgelder kassierten. [109]

Friedrich beklagt sich nicht nur über die ungerechtfertigte Ermordung seines Bruders, sondern auch über die rechtlich unhaltbare Art, diese Tat prozesslos durchzuführen. Ausserdem wirft er Ferrante Gonzaga Verleumdung vor und distanziert sich von dessen Vorwürfen, dass sein Bruder Johann Baptista eigenmächtig Land einnehmen wollte. [110] Dabei betont Friedrich auch

«[...] dess Tyrannen nidt und hass wider minen bruoder seeligen, minen vatter, mich und minen brüdern, vilmeer aber wider unser das gemein vatterlandt [...] ». [111]

Indem Friedrich Johann Baptista, den Vater, sich selber und weitere Brüder in eine Reihe stellt, wird klar, dass das, was geschehen ist, sich nun für die ganze Familie nachteilig auswirken könnte. Dass nach der Aufzählung der Familienmitglieder das «gemein vatterlandt» folgt, soll wohl an einen nun erforderlichen Zusammenhalt appellieren. Auch markiert Friedrich dadurch seine Untergebenheit und Zugehörigkeit zu den Drei Bünden, die keine eigenmächtigen Handlungen erlauben.

«Diewill gunstig gnedig lieb herren das der Tyran mitt sinem bösen furnemen, weder mitt erdichter geschrifft nach andrem euch von euweren guotten won und glouben so ir von unss habt, nitt unbillich, alss uns bedunckt, hanbent. Lobendt wir Gott und danckent euch alss trew vetter der landten zu höchsten. Und wellent witter das an euch bitten und supplicieren, darmitt unss khüfftiger zitt söllicher miness bruoderss seeligen schwerer unfal weder imm noch unss an unsern glimpff und eeren nitt nachteilig sige.» [112]

Friedrich versucht nicht, eine distanzierte Haltung zu den Vorwürfen an seinen verstorbenen Bruder einzunehmen. Das kann einerseits moralisch begründet sein, andererseits drückt sich darin die Pflicht Friedrichs aus, für die Taten seines Bruders einzustehen. Die Ehre der Familie hing mit derjenigen einer Einzelperson zusammen. So sucht Friedrich nicht nur für eine von ihm vertretene Wahrheit einzustehen, sondern auch den Ruf der Familie wiederherzustellen. Die Frage war also gar nicht nur, ob die Familie durch gemeinsame Interessen verbunden war, sondern auch, ob «äussere» Instanzen von eben diesen ausgingen. Pierre Bourdieu zählt neben dem gemeinsamen Erbe auch die Gefährdung von aussen als Element auf, welches Brüder miteinander teilen und die Familie zur Intereressensgemeinschaft zusammenschweissen, [113] eine These, welche hier bestätigt wird.

Der vorliegende Fall zeigt nicht nur die Praxis verschiedener Loyalitäten zu Grossmächten auf, sondern führt vor, wie eng Rechtsprechung, militärische Aktionen und politische Fürsprache miteinander zusammenhingen. Mitten in diesen miteinander verwobenen Wirkungsfeldern agierte die Familie nicht immer als Einheit, wurde aber von weiteren Instanzen als solche betrachtet und musste sich gegenüber diesen dementsprechend rechtfertigen.

Söldnerdienste waren nicht nur in finanzieller Hinsicht interessant, die Erfahrungen in der Ferne steigerten auch Ruf und Ansehen und wirkten sich in Bezug auf eine spätere politische Laufbahn positiv aus. Die Wahl zu politischen Ämtern lief nämlich auf kommunaler Ebene ab, also mussten sich auch Vertreter privilegierter Familien als Amtsträger verdient machen. [114] Weil

106 StAGR D II a 1.15b 1.

107 Kohler, Alfred: Karl V. 1500–1558. Eine Biografie, München 1999, S. 81.

108 Vgl. Bundi, Martin: Die Aussenbeziehungen der Drei Bünde, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte 2, Chur 2000, S. 173–202.

109 Was auch die Quellen bestätigen, vgl. StAGR D II a 1.2 r.

110 StAGR D II a 1.15b.

111 StAGR D II a 1.15b 2.

112 StAGR D II a 1.15b 3.

113 Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976, S. 88.

114 Head 2001, S. 177–187.

sich die rätische Elite nicht über Geburt legitimierte, war auch Bildung ein notwendiges Gut, welches eine spätere Karriere begünstigen konnte. Ob dabei der Erwerb von Sachkenntnissen, oder, wie Werner Paravicini es für die adlige Gesellschaft festhält, das Knüpfen von sozialen Beziehungen zu privilegierten Schichten zentral war, kann hier nicht abgewogen werden. [115] Tatsächlich ist die privilegierte Elite Bündens jedoch keinesfalls mit dem Reichtum und dem elitären Selbstverständnis des europäischen Adels zu vergleichen. Obwohl sich die rätische Führungsschicht durch Reichtum, Bildung und wichtige Kontakte vom Rest der Bevölkerung abgrenzte, waren sie doch in den Drei Bünden selber bloss gemeine Männer des Kommunalismus und ausserhalb des Freistaates eben keine Edelmänner. [116] Das Selbstverständnis der Familie von Salis als Vertreter dieser rätischen Elite hob sich jedoch von der übrigen Bevölkerung der Kommune ab, wie es aus Friedrichs Formulierung in deren Bezeichnung als «die schnöden [117] bösen puren» [118] gefolgert werden darf.

Dass beispielsweise Anton von Salis trotzdem mit sehr einflussreichen Leuten zu tun hatte, beweist der folgende Briefausschnitt:

> «Ich hab woll ein fast guotts dienst unnd ein gantz gnadigen khunig, der glichen ouch der khuniglichen khinder, dennenn ich gantz woll befolhen binn. Entgegen hab ich ouch der neyder unnd misgunner, so vill das du nitt glauben magst.» [119]

Dieser Brief, den Anton 1550 von Wien nach Samedan schickte, lässt annehmen, dass Anton von Salis tatsächlich mit dem römisch-deutschen König Ferdinand I. selber verkehrt hatte. [120] Diese Vermutung erhärtet sich um so mehr, als dass Anton in seinen Briefen des Öfteren den König erwähnt. [121] Ausserdem scheuten sich Caspar und Friedrich, welche im Sommer 1558 dem Erbe ihres verstorbenen Bruders Anton nachgingen, nicht, Ferdinand I. einen Brief zu schreiben. [122] Dieser war im selben Jahr gar zum Kaiser gekrönt worden. [123] Trotz eines privilegierten Postens in Königsnähe war Anton weiteren Einnahmequellen nicht abgeneigt, wie der folgende Briefausschnitt von Anton an seinen Bruder Friedrich zeigt:

> «Weytter lieber bruoder so hatt der Caspar als er heimwartz gezogen ist zu schwaiz etlich ungerischenn oxenn gekhoufft. Ich well dich bittenn du wellest mich auff das furderlichest wussen lossen, wie er ess dar mitt geschaffenn hatt, unnd ob er etwass darann gewunnen hatt oder nitt. Dann ich wuste mir einn sollichenn handell gar woll anzuorichtenn unnd mitt groser bekhomlichait khouffshalbenn unnd gelts halbenn.» [124]

Obwohl nicht bekannt ist, ob und wie viel Kapital aus der vorliegenden Handelsidee mit ungarischen Ochsen geschlagen werden konnte, zeugt dieser Abschnitt doch von einem nach wie vor ungestillten Verlangen, sich in verschiedenen Branchen ein Standbein zu erschaffen. [125] Interessant ist auch die Beteiligung verschiedener Brüder an Antons Plan. Während er selber die Idee hatte, kaufte Caspar einige Ochsen, um sie wieder zu verkaufen. Friedrich wiederum sollte nach getätigten Geschäften Anton über den Verlauf des gesamten Handels informieren. In Bezug auf die Erwirtschaftung von Gewinn wahrten die Brüder allem Anschein nach dieselben Interessen.

Die Reformation, welche in der Zeitspanne des Briefwechsels in vollem Gange war, wird in den innerfamiliären Briefen weder erwähnt noch diskutiert. Vielleicht sorgte der gefällte Beschluss des Bundstags [126] von 1526, der sich für eine individuelle Konfessionsfreiheit aussprach, für ein erstmals unverkrampftes Verhältnis

115 Vgl. Paravicini, Werner: Von der Heidenfahrt zur Kavalierstour. Über Motive und Formen adligen Reisens im späten Mittelalter, in: Horst Brunner/Norbert Richard Wolf (Hg.): Wissensliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Bedingungen, Typen, Publikum, Sprache, Wiesbaden 1993, S. 91–130 (Wissensliteratur im Mittelalter 13), S. 110.

116 Genau dies führte etwas später auch zu einer unüberbrückbaren Divergenz des politischen Systems und dem Selbstverständnis der rätischen Elite, vgl. Head 2001, S. 177–187.

117 Idiotikon IX, Sp. 1141: schnöd: armselig, nichtswürdig, gering.

118 StAGR D II a 2.3j 1.

119 StAGR D II a 1.17b 1.

120 Vgl. Kohler, Alfred: Ferdinand I. 1503–1564. Fürst, König und Kaiser, München 2003.

121 Z. B. StAGR D II a 1.19d, StAGR D II a 1.25b und StAGR D II a 2.2f.

122 StAGR D II a 2.5h.

123 Kohler 2003, S. 269.

124 StAGR D II a 1.17b 4.

125 Bei dieser Geschäftsidee versucht Anton an einem durchwegs praktizierten Handel teilzunehmen, vgl. Westermann, Ekkehard: Internationaler Ochsenhandel (1350–1750), Stuttgart 1979 (Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte 9).

126 Jede Gemeinde der Drei Bünde delegierte einen Abgeordneten an den Bundstag, der als Vollversammlung fungierte. Vgl. Head 2000, S. 96.

von Katholiken und Protestanten.[127] Die unmittelbar am vorliegenden Briefwechsel Beteiligten waren sich diesbezüglich nicht einmal selber einig. So verzichtete Hans Travers, an religiösen Themen dem regen Briefverkehr mit Heinrich Bullinger zufolge interessiert, erst spät auf den Besuch der Messe, betrat als Reformierter aber gleich die Kanzel und setzte sich dann doch gegen eine Säkularisation des Bistums Chur ein.[128] Der schon früher reformierte Friedrich schickte Ende der 1550er-Jahre seinen Sohn und seine beiden Halbbrüder zur Erziehung zu Heinrich Bullinger nach Zürich. Die zahlreichen Briefe zwischen Friedrich und Heinrich Bullinger drehen sich um deren Ergehen, um den Austausch politischer Neuigkeiten und um das Fortschreiten der Reformation.[129] Interessanterweise wird im vorliegenden Quellenbestand der innerfamiliären Briefe aber nie über reformatorische Glaubensansichten debattiert. Anscheinend war die Bekanntschaft mit Heinrich Bullinger nicht bloss wegen Religionsfragen interessant, sondern um in ihm einen gebildeten Bekannten zu haben, dem man die Erziehung der eigenen Kinder gerne übergab. Obwohl in den innerfamiliären Briefen keine konfessionellen Debatten geführt wurden, hatte die Reformation und mit ihr die Beziehung zu Heinrich Bullinger einen Einfluss auf die familiäre Situation.

Die Betrachtung familialer Aussenbeziehungen offenbarte ein breites Spektrum verschiedenster Aktionsfelder. In dieser oberflächlich erfolgten Rundumsicht gelang es, einige bemerkenswerte Beobachtungen aufzuzeigen. So wurde klar, dass die ausgeprägte Mobilität der Familie zur Erhaltung ihres privilegierten Standes durchaus nötig war. Nur so, nämlich durch Solddienst, Aufenthalte an Bildungsstätten und durch Handel konnte sich die familiäre Gemeinschaft Besitz und Ansehen erwerben. Genau das benötigten sie für ihre Etablierung im Engadin und im Bergell. Dabei wurden beispielsweise beim Soldwesen differierende Loyalitäten innerhalb der Kernfamilie in Kauf genommen. Auch wenn gemeinsame wirtschaftliche Interessen beobachtet werden konnten, so war es doch auch der «Blick von aussen», welcher die Familie als solches zusammenhielt, da Familienmitglieder verpflichtet waren, sich für andere einzusetzen. Ob dahinter nun moralische, strategische oder konventionelle Beweggründe standen, kann nicht beurteilt werden.

Beziehungen und Kontakte ausserhalb der Familie waren nicht nur in Bezug auf militärwirtschaftliche, politische und handelstechnische Überlegungen relevant. Das Beispiel Heinrich Bullingers zeigt auf, dass ein Kontakt, der vordergründig auf einer konfessionellen Ideengemeinschaft basierte, auch für bildungspolitische Überlegungen genutzt werden konnte. Die Tatsache, dass Friedrich ihm den eigenen Sohn anvertraute, zeigt auf, dass Grenzen zwischen Kalkül und Freundschaft und zwischen Bildung und Erziehung nicht einfach festlegbar sind. Versucht man eine frühneuzeitliche Beziehungskonstellation zu verstehen, so muss das Ineinander von heute zumindest vordergründig getrennten Bereichen als Prämisse gelten. In diesem Bewusstsein wird der Fokus nun auf das mediale Beziehungshandeln zwischen den Briefeschreibenden gerichtet und zwar in einer allmählichen Annäherung, welche versucht, sich nicht von Vorurteilen über das vermeintlich bekannte Konzept der Familie beeinflussen zu lassen. Um zu sehen, inwiefern Beziehungen lebendig waren und wie diese aus historischer Perspektive fassbar gemacht werden können, werden nun die sich bewegenden, gewissermassen fliessenden Interferenzen zwischen den Personen fokussiert.

127 Vgl. Pfister, Ulrich: Konfessionskirchen und Glaubenspraxis, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte 2, Chur 2000, S. 203–236, S. 207. Für eine spätere Zeit gilt diese anfängliche Grosszügigkeit nicht mehr, vgl. Jäger, Georg/Pfister, Ulrich (Hg.): Konfessionalisierung und Konfessionskonflikt in Graubünden, 16.–18. Jahrhundert. Akten der historischen Tagung des Instituts für Kulturforschung Graubünden Poschiavo, 30. Mai bis 1. Juni 2002, Zürich 2006.

128 Vgl. Schiess 1904, Einleitung S. LV.

129 Vgl. Schiess 1905 Einleitung S. LXV–LXXII, sowie die Briefe Nr. 2, 4, 5, 9, 11, 15, 18, 21, 25, 28, 34, 35, 38, 41, 43, 47, 51, 53, 62, 64, 67, 68, 72, 77, 79, 83, 93, 94, 100, 104, 111, 122, 125, 129, 130, 131, 133, 134, 139, 148, 151, 157, 158, 161, 169, 171, 178, 183, 184, 186, 189, 192, 199, 200, 203, 207, 211, 213, 214, 219, 220, 225, 231, 236, 238, 239, 344, 247, 262, 278, 301, 304, 314, 335, 357, 364, 412, 429, 481, 513, 536, 549, 555, 563, 688, 706, 783, in Schiess 1904 der Brief Nr. 322, sowie Schiess, Traugott (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern III. Teil Oktober 1566–Juni 1575, Basel 1906 (Quellen zur Schweizer Geschichte 25), die Briefe Nr. 19, 21, 29, 30, 41, 95, 99, 131, 184 und 191.

3 Flüsse

Beim Versuch, die Beschaffenheit menschlicher Bande nachzuzeichnen, lohnt sich die distanzierte und vorsichtige Annäherung aus der Ferne. So soll der Blick dem von Weitem Erkennbaren anhaften, und sich erstmal, ohne näher zu kommen, diesem widmen. Das erste, was in Bezug auf menschliche Beziehungen beobachtbar wird, ist das, was in Bewegung ist und sich zwischen den einzelnen Positionen hin- und herbewegt. Dass diese als Beziehungsmedien bezeichneten Bewegungen nun als Flüsse bezeichnet werden, muss in der Folge reflektiert werden.

Schon Gabriel Tarde schlug vor, «das Soziale als etwas Fluides zu betrachten und nicht als einen spezifischen Typ von Organismus» [130]. In diesem Verständnis wird das Soziale, dessen Begriff weiter unten noch genauer definiert wird, nicht als etwas Festes oder gar Stabiles gesehen. Vielmehr perpetuiert es sich in einer sich stetig bewegenden Form. Annemarie Mol und John Law, welche in ihrem Aufsatz den Begriff des Fluiden einführen, betonen sodann die sich stets verändernde Konzipierung einer flüssig dargestellten Welt. [131] Um nun eine Annäherung an einen Beziehungskomplex zu wagen, erscheint mir der Begriff des Flusses für das verbindende Element äusserst passend, da er von einer dynamischen Heterogenität ausgeht, welche sich im Austausch auf verschiedenste Arten und immer wieder in neuer Form präsentiert.

Natürlich stellt sich nun zusätzlich die Frage nach dem Begriff des Sozialen, dessen Differenzierung Bruno Latour in seinem Buch «Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft» ausführlich nachgeht. Für das vorliegende Kapitel wird in erster Linie sein Modell der «Soziologie der Assoziationen» aufgegriffen, welches von heterogenen Bestandteilen ausgeht, die Bindungen schaffen, obwohl sie selber nicht sozial sind. [132] Dabei soll Latours Warnung Rechnung getragen werden, einfach von einem «grossen Topf mit Klebstoff» [133] auszugehen, welcher eine Gruppe zusammenhalten soll. Vielmehr sorgen die Bewegungen innerhalb der Konstellation, Beziehungsmedien eben, für etwas Dauerhaftes und somit Verbindendes. Wie diese im Konkreten beschaffen sind, wird nun in Bezug auf den Quellenkorpus in den einzelnen Kapiteln aufgeführt.

Latours Gedanken und die Darstellung des Sozialen in fluider Form bringe ich im vorliegenden Flussmodell in fruchtbarer Weise zusammen. Dieses bedient sich des Bildes des abgegrenzten Flussbetts, in welchem sich das Wasser einen Weg bahnt, um geografisch Getrenntes zu verbinden. Genauso sind die im Zentrum stehenden Personen, zwar in heterogenen Welten lebend, durch den Austausch von Medien aber miteinander in Kontakt. So wie der gewählte Ausdruck des Flusses auf die im Brief allgegenwärtige Situation des Medialen referiert, gilt dies ebenso für das Schreiben, das Geld, die Information und den Boten. Wolfgang Behringer spricht von einer «Kommunikation in einem materiellen Sinn» [134], eine hier zutreffende Situationsbeschreibung, welche nach der Beschaffenheit eben dieser Kommunikation fragen lässt. Um dem Prinzip der allmählichen Annäherung treu zu bleiben, sollen hinter diesen Gewässern allerdings keine voreilig definierten Akteure gesehen werden, Flüsse werden nicht «getan» oder «angetrieben». Die zentrale Frage ist vorerst jene nach ihrer Beschaffenheit. Durch beobachtbaren und benennbaren Austausch pflegten die Familienmitglieder Kontakt und ermöglichen dem Historiker Einblicke in die von ihnen benannten Alltagsgeschäfte. Alltägliche Handlungen stehen also in unmittelbarem Zusammenhang mit den durch sie perpetuierten Beziehungen und umgekehrt.

Im vorliegenden Briefaustausch werden fast in jedem Schreiben Informationen ausgetauscht, Güter- und Geldflüsse werden thematisiert und durch und in den Briefen wird über Geschriebenes und Nichtgeschriebenes debattiert. Bei der Untersuchung der Briefe haben sich diese drei Schwerpunkte als besonders ergiebig erwiesen, was nicht bedeuten soll, dass keine weiteren aspektbezogenen Flüsse gesehen werden können. Auch ist es unmöglich, diese drei Flüsse strikte voneinander zu trennen, fliessen sie doch meist im selben Flussbett und vermischen sich ineinander. Das gewählte analytische Vorgehen ermöglicht jedoch eine differenzierte Auseinandersetzung mit den spezifischen Beziehungsmedien sowie ein Entdecken weiterer Flüsse im pluralistisch zu verstehenden Flussensemble. Ausserdem er-

130 Latour 2007, S. 31.

131 «A fluid world is a world of mixtures. Mixtures that can sometimes be separated. But not always, not necessarily.» Mol, Annemarie/ Law, John: Regions, Networks, and Fluids. Anaemia and Social Topology, in: Social Studies of Science 24/4, 1994, S 641–672.

132 Latour 2007, S. 22f.

133 Ebd., S. 67.

134 Behringer, Wolfgang: Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2003 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte), S. 16.

möglicht es ein explizites Aufzeigen der Verknüpfung dieser drei Flüsse untereinander sowie weiterer Verknotungen. Denn neben den an der Oberfläche strömenden Flüssen gibt es auch unterirdische Rinnsale, in welchen nicht minder Verbindendes, jedoch weniger klar Fassbares fliesst. In jedem Teilkapitel wird versucht, durch Interpretation über das Sichtbare auch zum weniger Klaren vorzustossen. Das grenzüberschreitende Element, welches eine verstreute Familie verbindet, manifestiert sich in «Austauschbeziehungen [...], durch welche Emotionen und materielle Interessen vermittelt werden» [135]. Dabei ist an die Erkenntnis von Hans Medick und David Sabean anzuknüpfen, dass sich die emotionale und die materielle Ebene nicht diametral verhalten, sondern derart ineinander verknotet zusammenhängen, dass es wenig Sinn macht, das eine ohne das andere verstehen zu wollen. [136] Bei der quellenkritischen Analyse hat sodann gerade die Verschmelzung dieser beiden Ebenen Platz, da die gewählte Herangehensweise ein solches Ineinander zulässt. Die grosse Dynamik, welche das stete Nebeneinander und Miteinander, aber auch das sich wieder Trennende und Verzweigende verschiedenster Ströme beherrscht, wird im Flussmodell treffend dargestellt.

Im Folgenden werden wie angekündigt einzelne Flüsse dargestellt: die Schreibflüsse, die Geld- und Güterflüsse sowie die Informationsflüsse. In ersterem werden die verschiedenen Kommunikationsmodi dargelegt, ausserdem wird der diesbezügliche Umgang mit mehreren Sprachen debattiert. Im zweiten Teilkapitel wird nach den Verbindlichkeiten gefragt, welche einem Güteraustausch zugrunde liegen. Ausserdem interessiert, wie mit Besitzverhältnissen umgegangen wird und inwiefern der Geldfluss an eine soziale Komponente gebunden ist. Informationen können unterschiedlichster Natur sein. Bevor dieser jedoch nachgegangen wird, ist es vonnöten, den Begriff der Information zu reflektieren und einzuordnen. Sascha Ott beschäftigt sich in seiner Untersuchung mit dessen Alltagsgebrauch, der Etymologie und der Anwendung in verschiedenen Wissenschaftsfeldern, wobei er für das hier am ehesten zu berücksichtigende Feld der Soziologie festhält, dass sie sich nur in beschränktem Umfang mit dem Informationsbegriff auseinandergesetzt habe. [137] Der Vorteil der relativen Unbescholtenheit führt zu unbeschwerten Definitionen, welche für eine eingeschränkte Anwendung geltend gemacht werden dürfen. So wird im Sammelband «Information in der Frühen Neuzeit» diesbezüglich von «Repräsentationen der Welt in Hinsicht auf eine Aufgabe» [138] ausgegangen, eine Definition, welche an dieser Stelle wenig produktiv ist. Die Prämisse der Sinnhaftigkeit und Relevanz in Bezug auf Informationen ist für die vorliegende Untersuchung kein fruchtbarer Ansatz. Weder lässt sich die Finalität von Nachrichten im Nachhinein verbindlich überprüfen, noch ist davon auszugehen, dass Informationen die Rolle von Repräsentation übernehmen. Viel näher ist der vorliegende Informationsbegriff bei dem von Sascha Ott umrissenen alltagssprachlichen Gebrauch anzusiedeln, welcher von der Information als einer neuen, relevanten und wahren Botschaft ausgeht. [139] Die Relevanz wurde bereits abgelehnt, die Wahrheit einer Botschaft ist von der heutigen Perspektive aus schwer zu beurteilen, übrig bleibt also noch die neue Botschaft, eine simple Bedeutungseinschränkung eines Begriffs, welche jedoch noch genügend Spielraum übrig lässt. In der Folge werden unter dem Begriff «Informationen» zugesandte Nachrichten subsumiert, welche in mündlicher oder schriftlicher Form versuchen, eine Neuigkeit zu sein. Anhand dieses Teilkapitels des Informationsflusses lässt sich aufzeigen, wie breit der Interaktionsradius der Familie war und dass die Familie nie als hermetisch abgegrenzte soziale Gruppe betrachtet werden darf. Ausserdem gehört zur schriftlichen Information im Brief auch das durch den Boten mündlich Übermittelte dazu. Somit werden nicht nur der Inhalt und die dadurch verbundenen Interaktionskreise, sondern auch die Art und Weise der Informationsübertragung beleuchtet.

---

135 Medick/Sabean 1984, S. 35.

136 Ebd., S. 29–31.

137 Ott, Sascha: Information. Zur Genese und Anwendung eines Begriffs, Konstanz 2004.

138 Brendecke, Arndt/Friedrich, Markus/Friedrich, Susanne: Information als Kategorie historischer Forschung. Heuristik, Etymologie und Abgrenzung vom Wissensbegriff, in: Dies. (Hg.): Information in der Frühen Neuzeit. Status, Bestände, Strategien, Berlin 2008, S. 11–44 (Pluralisierung & Autorität 16), S. 16.

139 Ott 2004, S. 42.

3.1 Schreibflüsse

3.1.1 Schreibfrequenz und Kommunikationsmodi

Obwohl sich im vorliegenden Quellenbestand, der sich durch seine grosse Diversität auszeichnet, keine allgemeingültigen inhaltlichen und formalen Muster feststellen lassen, gibt es diesbezüglich einige interessante Beobachtungen aufzuzeigen. So beginnen beispielsweise nur wenige Briefe mit der Bezugnahme auf einen Vorgänger beziehungsweise auf die von der angeschriebenen Person erhaltene Botschaft,[140] obwohl dies in Anbetracht der beinahe durchgängigen Datierung der Briefe einfach gewesen wäre. Manchmal wird dafür gleich auf mehrere Briefe Bezug genommen. So schreibt Friedrich an seine Frau Ursina:

> «[...] te aviso che sono sano, et hieri hebbe alchune lettere da te, et una di tuo padre [...].»[141]

Über den Grund, warum Friedrich seiner Frau gleich mehrere Briefe verdankt, erfahren wir nichts. Nur zehn Tage liegt der vorhergehende Brief von Friedrich an seine Frau zurück, in dem er sie zwar eindringlich zum Schreiben auffordert, jedoch auf keinen erhaltenen Brief Bezug nimmt.[142] Es kann nur spekuliert werden, ob nun die Briefe zum Teil verspätet und deshalb innerhalb kurzer Zeit ankamen oder ob Ursina fast täglich Briefe an ihren Mann schrieb. Über die Frequenz des Briefverkehrs lassen sich angesichts der fragmentarischen Überlieferung der Briefsammlung keine verlässlichen Angaben machen. Erwähnenswert ist jedoch die Entschuldigung von Friedrich von Salis in einem Brief vom 6. März 1553 an seine Frau Ursina, dass er ihr nun einige Tage nicht schreiben könne, eine Bemerkung, welche in ihrer seltenen Erscheinung auffällt.[143] Tatsächlich datiert der nächste vorliegende Brief vom 15. März desselben Jahres.[144] Allem Anschein nach war die Dauer von neun Tagen schon eine erwähnenswert lange Zeit des Nicht-Schreibens. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass die überlieferten Briefe einen verschwindend kleinen Teil des überaus starken Schreibflusses darstellen. Dies bestätigt auch der im Sommer 1558 abgehaltene Briefwechsel zwischen den Brüdern Friedrich und Caspar, als sie im habsburgischen Reich dem Erbe Antons nachgingen. Für die Zeitspanne vom 6. Juli 1558 bis zum 5. August desselben Jahres liegen 17 Briefe vor, wovon mit einer Ausnahme alle von Friedrich stammen. Am 5. August beziehungsweise am 25. Juli schrieb er gar zwei beziehungsweise drei Briefe am selben Tag.[145]

Wie unterschiedlich intensiv der Schreibfluss zu verschiedenen Zeiten auch immer gewesen sein mag: Die Erwartungen daran waren hoch. So zeigen gerade die zwei folgenden Beispiele, beide von Friedrich an Johann Baptista, jedoch mit einem zeitlichen Abstand von 13 Jahren, dass das Interesse an Briefen des andern, losgelöst von einem konkreten zeitgebundenen Vorfall, sehr gross war. Nicht zu vergessen ist natürlich die Tatsache, dass der Brief per se für den Empfänger auch immer als Lebenszeichen des Absenders zu lesen war.[146]

> «Witter nimpt mich wunnder, wie ess von dich stannde, das du unns inn so lange zytt nutt gschriben hast. Und wir sorgenndt diner ebenn vast.[147] Darumb min lieber bruder pitt ich dich trulich, du wellest hin für unns oeffter lassen wyssung, wie ess dir gang. Ist es moeglich, so khönnenndt wir dir ouch schickenn, ob dir ettwas preste.[148]»[149]

> «Witter lieber bruoder befrembt mich woll, das du mir also zu langer zytt nie nichts zuogeschriben hast. Mag woll sagen, wie du etwan zum vatter, du sigest ein fuler

140 Z. B. StAGR D II a 1.2 r und StAGR D II a 1.19d r. Beim ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert stammenden Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner beispielsweise wird in der Regel auf den zuletzt erhaltenen Brief eingegangen, vgl. Briefwechsel Balthasar Paumgartners des Jüngeren mit seiner Gattin Magdalena, geb. Behaim: 1582–1598. Hg. von Georg Steinhausen, Tübingen 1895 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 204).

141 StAGR D II a 1.20c 1, Übersetzung der Verfasserin: «[...] ich benachrichtige dich, dass ich gesund bin und dass ich gestern einige Briefe von dir erhalten habe und einen von deinem Vater [...].»

142 StAGR D II a 1.20b 1.

143 StAGR D II a 1.20a r, «[...] et può accader che non vi scriverò in alquanti giorni [...].»

144 StAGR D II a 1.20b.

145 Die 17 Briefe in chronologischer Reihenfolge: StAGR D II a 2.4p, StAGR D II a 2.4q, StAGR D II a 2.4r, StAGR D II a 2.4s, StAGR D II a 2.4u, StAGR D II a 2.4v, StAGR D II a 2.4x, StAGR D II a 2.4y, StAGR D II a 2.4z, StAGR D II a 2.4aa, StAGR D II a 2.4bb, StAGR D II a 2.4nn, StAGR D II a 2.4cc, StAGR D II a 2.4dd, StAGR D II a 2.4ee, StAGR D II a 2.4ff und StAGR D II a 2.4gg.

146 Vgl. Körber, Esther-Beate: Der soziale Ort des Briefs im 16. Jahrhundert, in: Horst Wenzel (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997, S. 244–258 (Philologische Studien und Quellen 143), S. 258.

147 Lexer 1992, S. 264: vast: fest, sehr.

148 Lexer 1992, S. 26: brësten: mangeln.

149 StAGR D II a 1.3a 1.

Notarius. Hierumb biss gebetten hinfur mich mitt dinem schriben öffter haimzesuochen, wurst unss allen die sorg, so wir euwerthalben habendt, ringeren.» [150]

Friedrich äussert seinem Bruder gegenüber die Sorge, welche sie sich alle um ihn machen würden, und fügt als Vorteil einer grössen Brieffrequenz auf, dass man dem in der Ferne weilenden Johann Baptista etwas zuschicken könne, wenn ihm etwas fehle. Diese Bitte um ein häufigeres Schreiben veranschaulicht nun die weiter oben von Medick und Sabean problematisierte Verknüpfung einer emotionalen beziehungsweise materiellen Ebene [151]: Friedrich sagt, dass die Unwissenheit über den anderen ihn «befrembt». Der mangelnde Schreibfluss kann also durchaus in einem emotionalen Sinn Distanz schaffen. Gleichzeitig bringt die fehlende Korrespondenz den Nachteil mit sich, dass der Sender des Briefes nicht über die eventuellen materiellen Nöte oder auch Erfolge des Angeschriebenen informiert ist. Dieser fehlende Informationsfluss führt dazu, dass sich die Brüder weder an einem Erfolg noch an einem Misserfolg des anderen beteiligen können. Die simple Bitte zu schreiben steht einerseits als prägnantes Beispiel für die Verknüpfung der emotionalen und materiellen Interessen. Andererseits zeigen die Worte Friedrichs, der nach «wyssung wie ess dir gang» verlangt, wie der Schreib- und der Informationsfluss zusammenhängen und dass Schrift als Träger von Informationen fungiert.

Von Johann Baptista liegen im Quellenkorpus nur zwei Briefe vor, dies sagt in Anbetracht der fragmentarischen Quellenlage jedoch nichts über seine tatsächliche Schreibtätigkeit aus. Dennoch fällt sein Name besonders häufig im Zusammenhang mit einer Schreibaufforderung. So richtet sich der Vater am 23. November 1530 mit den folgenden Worten an seinen Sohn:

«[...] und srieb denen knaben Anthon und Rüduolf dine bruodere och brieff gen Zurich.» [152]

Fast ein Jahr später schickt Friedrich die Adresse der beiden in Zürich weilenden Brüder nochmals nach Paris. Ihre leichte Abänderung mag der Grund für die nochmalige Schreibaufforderung sein, vielleicht ist es aber auch die Tatsache, dass Johann Baptista seinen Brüdern noch nie geschrieben hat. [153] Ob er nun ein «fuler notarius» war oder nicht, das Interesse des Vaters und ebenso das von Friedrich an einem regen Briefkontakt unter den Brüdern fällt auf. Der Austausch von Briefen schien für die Personen, welche sich für den Zusammenhalt der Familie engagierten, ein wichtiges Beziehungsmedium gewesen zu sein.

Neben der expliziten Thematisierung des Schreibflusses im Sinne eines medialen Austausches wird auch der Schreibfluss als praktische Textherstellung thematisiert. Augenfällig ist dabei die sehr häufig geäusserte Bemerkung, dass man nicht wisse, was man schreiben solle.

«Weytter lieber bruoder Fridrich, wie es mir ergange, waiss ich dir nitt vill zu schreiben», [154]

bemerkt so etwa Anton, worauf er sich jedoch in drei weiteren Seiten ausführlich mitteilt. Formulierungen, die zum Ausdruck bringen, dass der Briefschreiber gar nicht wisse, was er noch schreiben solle, kommen nicht nur am Ende von Briefen vor [155], sondern eben durchaus auch mitten im Text [156]. Da der Inhalt der Aussage dessen praktischer Platzierung im Textgefüge widerspricht, kann dafür argumentiert werden, dass es sich bei dieser Formulierung um einen «Code» handelt, der in seinem unmittelbaren spezifischen sozialen und zeitlichen Milieu verstanden wurde, der Historikern jedoch schwer zugänglich ist. [157] Da die Formulierung oft mit einem Themenwechsel einhergeht, könnte es sich um ein Strukturierungsmittel handeln. Die Unordentlichkeit des Themenaufbaus innerhalb eines Briefes, die Willkür der Themenwechsel und die hohe Frequenz der Redundanzen sprechen jedoch gegen diesen Verdacht. [158] Vielmehr bin ich in Anbetracht der von einigen Familienmitgliedern angetriebenen Forcierung eines regen Briefverkehrs versucht zu behaupten, dass gar nicht Inhaltliches, sondern die Tatsache des blossen Schreibens selber von zentraler Bedeutung war. Unter diesem Gesichtspunkt liesse sich die informative Funktion eines Briefes relativieren. Mathias Beer spricht von einer kommunikativen Funktion, welche der Privatbrief des 15. und 16. Jahrhunderts übernimmt, indem er «die

150 StAGR D II a 1.12a 1.

151 Medick/Sabean 1984, S. 29–31.

152 StAGR D II a 1.2 r.

153 «Unser bruder Anton und Ruodolph sinndt zuo Zurich frisch und gsunndt by einem eeren man mitt namen Jörg Öttler, ein thuochman. Unnd wenn du innen etwas schriben wilt, so schick es dem wurt zum schwert uff der bruck.» StAGR D II a 1.3a 1.

154 StAGR D II a 1.17b 1.

155 Z. B. StAGR D II a 1.19d v, StAGR D II a 1.20c 1.

156 Z. B. StAGR D II a 1.4a 1, StAGR D II a 1.12a 2, StAGR D II a 1.17b 4.

157 Vgl. dazu Medick/Sabean 1984, S. 30f. und ausführlicher: Bernstein Basil: Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf 1972.

158 Vgl. z. B. StAGR D II a 2.4q r.

1550 Nov. 4.

Brief von Anton v. Salis an seinen Bruder Friedrich vom 4. November 1550, S. 1. Staatsarchiv Graubünden D II a 1. 17 b.

Herstellung eines direkten Kontaktes durch das Medium Brief» ermögliche.[159] Die thematisierte Ideenlosigkeit in Bezug auf die eigene Schreiberhand liess dem Rezipienten so doch eine Botschaft zukommen, nämlich das Interesse des Senders, sich selber mitzuteilen. Um den Schreibfluss als ein Medium von Beziehung aufrechtzuerhalten, mussten Briefe geschrieben werden, wobei die inhaltlich-informative Komponente nicht von Bedeutung war. Zentral war das kommunikative und somit sozial verbindende Element, welches durch den Austausch von Briefen geschaffen wurde. Diesbezüglich ist an Latours Soziologie der Assoziationen zu erinnern:

> «Wenn man das Fest nicht jetzt durchführt [...] so verliert man ganz einfach die Gruppierung, die kein zu restaurierendes Gebäude ist, sondern eine fortzusetzende Bewegung.»[160]

In Bezug auf den Briefverkehr bedeutet dies, dass bei einem fehlenden Schreibfluss in Form mangelnder Briefe, die Kommunikation und somit die dynamische Perpetuierung von Beziehungen gefährdet waren.

Ausgehend von der Annahme eines kommunikativen Kontaktes, welcher durch den Brief ermöglicht wird, stellt sich nun die Frage nach den daran Beteiligten: Wer schreibt und wer ist der Rezipient?

Gut die Hälfte der vorliegenden Briefe stammen von Friedrich. Die sich zwar im Zeitraum der knapp dreissig Jahre verändernde Handschrift weist genug Ähnlichkeit auf, um derselben Person zugeschrieben werden zu können. Das gleiche gilt für die weniger zahlreichen Briefe der anderen Brüder sowie für diejenigen des Vaters und des Schwiegervaters.

In Bezug auf den Rezipienten soll einerseits die Adressierung eines Briefes beachtet werden und andererseits der Umstand untersucht werden, wer den Brief denn tatsächlich gelesen hat. In Anbetracht der ausgeprägten Mobilität befand sich der jeweils Angeschriebene oft als einziger an einem bestimmten Ort. In diesem Fall ist der Brief mehr oder weniger explizit an den einzigen Empfänger gerichtet, zum einen nämlich mit der blossen Nennung des Namens[161], zum anderen mit der expliziten Betonung «zuo aigner hand»[162]. Briefe, welche an eine Adresse gerichtet waren, an der sich mehrere Familienmitglieder aufhielten (oder dies zumindest vom Schreiber vermutet wurde), wurden zuweilen auch an mehrere Personen adressiert; so finden sich im Quellenkorpus Adressen wie «Friderico Antonio et Rodolpho a Salis meis carissimis»[163] oder «dem edlenn und vertesten Ruodolff vonn Salis oder Friderich von Salis, mainem liebenn vatter oder bruoder»[164]. Letzterer Brief sollte nicht nur die Adressaten, sondern auch noch weitere Kreise erreichen, wie es der Schreibende im Brief wünscht: «Schickendt dises brieff denne bruoderenn zuo.» Einem Brief von Anton an Friedrich zufolge war das Weiterreichen eines Briefes durchaus üblich. So begründet Anton seine Schreibstockungen mit der Tatsache, dass Friedrich ja schon alles aus einem Brief wisse, den ihm der Vater sicher werde weitergereicht haben.

> «Weytter lieber bruoder Fridrich wie es mir ergange waiss ich dir nitt vill zu schreiben. Dan ich alle sach vor etlichen wenigen tagen dem vatter [...] zu geschriben hab, welches schreiben du on zweifell ouch wurdest gelesen habenn.»[165]

Interessant an diesem Briefausschnitt ist die Tatsache, dass Anton davon ausgeht, dass Friedrich die Briefe, welche er an den Vater sendet, auch liest. Ohne an dieser Stelle schon voreilig auf innerpersonelle Strukturen und die Rolle des Einzelnen im gesamten Familienkomplex einzugehen, kann von einem Korrespondenzfluss ausgegangen werden, der sich innerhalb der familiären Bande abspielt, ohne an spezifische Personen gerichtet zu sein. Das Herumreichen von Briefen ausserhalb des explizit genannten Adressatenkreises war, wie schon verschiedentlich festgestellt worden ist, zu dieser Zeit eine gängige Praxis.[166] Der Brief ist also nicht bloss die eine Hälfte einer Konversation, welche eine «quasi-presence»[167] des Gegenübers impliziert, obwohl er diese Rolle auch einnehmen kann, wie es das folgende Beispiel zeigt:

> «Diss ist nun der dritte brieff, den ich dir schicke. Wellest uff alle vleyssig anworten.»[168]

Die Briefe, welche vom vorübergehend in Wien weilenden Friedrich an den sich in Leutschau befindenden

---

159 Beer 1990, S. 53.

160 Latour 2007, S.67.

161 Z. B. StAGR D II a 1.3a 4, StAGR D II a 2.4y 6 oder StAGR D II a 2.4r 3. 162 StAGR D II a 2.4x 4; weitere Beispiele: StAGR D II a 1.36d v, StAGR D II a 2.4z 4, StAGR D II a 2.4u 4.

163 StAGR D II a 1.14a v.

164 StAGR D II a 1.13a 4.

165 StAGR D II a 1.17b 1.

166 Vgl. Teuscher 1997, S. 367.

167 Giles Constable zufolge wurde dem Brief der Antike wie auch dem des Mittelalters diese essentielle Eigenschaft zugesprochen, vgl. Constable 1976, S. 13.

168 StAGR D II a 2.4q r.

Caspar versendet wurden, haben in ihrem von weiteren Rezipienten ausgeschlossenen Umfeld reziproken Charakter. Die Umstände eines Briefwechsels entscheiden also über die jeweilige kommunikative Situation.

Der Austausch von Briefen kann nur in spezifischen Situationen als dualer Vorgang verstanden werden. Wie gezeigt wurde, kann der eine Sender auch eine ganze Gruppe von Rezipienten erreichen, und dies sogar, ohne es zu beabsichtigen. So beweist das Beispiel des Weiterreichens von Briefen, dass mediales Beziehungshandeln nur in Bezug auf den Sender intentional ist, dieser teilt sich nämlich durch den Brief mit. Seine Rezipienten wählt er sich aber nur bedingt selber aus, durch ein mögliches Weiterreichen verselbstständigt sich der Brief als Medium im Hinblick auf das beziehungsschaffende Element und sprengt die dialogische Kommunikationssituation. Der Brief, der vordergründig als Objekt verstanden wird, übernimmt plötzlich die Rolle des handelnden Subjekts. [169]

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die wahrscheinlich hohe Frequenz des einst geführten innerfamiliären Briefwechsels durchaus im Sinne einzelner Familienmitglieder war. Diese forderten andere unermüdlich zum Korrespondieren auf. Von Interesse war nicht nur die Schrift als Träger von Informationen, sondern auch der Brief per se, welcher dem Empfänger als Lebenszeichen diente und letzteren wissen liess, dass der Schreibende durch seine Selbstmitteilung an einem Austausch und somit an einer Beziehung interessiert war. Die Kommunikationssituation ist nur in gewissen Fällen dialogisch aufgebaut. Manchmal bewegte sich der Brief durch Weiterreichen innerhalb des innerfamiliären Personengeflechts, ohne dass dies mit der verbalisierten Intention einer konkreten Person zusammenhing. In Bezug auf die Perpetuierung von Beziehungen kann ein Brief im Sinne Latours als subjektgewordenes Objekt betrachtet werden.

3.1.2 Die Wahl der Sprache

Von den 63 innerfamiliären Briefen des Quellenkorpus sind zehn in lateinischer Sprache geschrieben, neun durchgehend in Italienisch, zwei Briefe je zur Hälfte Deutsch und Italienisch, ein Brief enthält eine deutsche und eine lateinische Seite und 42 kommen grösstenteils in deutscher Sprache daher. Grösstenteils bedeutet, dass in vielen Briefen zum Teil mehrere Abschnitte, einzelne Sätze oder zumindest eine Adresse in einer anderen Sprache, oft in Italienisch, verfasst sind. Deutsch scheint also, zumindest im überlieferten Bestand, als Korrespondenzsprache zu überwiegen, während Latein und Italienisch weniger dominant sind und das Romanische bloss im Zusammenhang eines genannten Sprichwortes zweimal auftaucht. [170]

Mehrsprachigkeit ist ein Phänomen, das in historischen Untersuchungen, welche auf einen Quellenbestand von in verschiedenen Sprachen geführten Korrespondenzen zurückgreifen, häufig bloss am Rande erwähnt wird. So hakt etwa Sophie Ruppel, welche sich mit der brieflichen Kommunikation unter adligen Geschwistern im 17. Jahrhundert befasst, diese Thematik mit der kurzen Bemerkung «generell sind die Geschwister vielsprachig», ab. [171] Noch knapper erwähnt Steven Ozment die sprachliche Beschaffenheit seiner Quellen, dessen Vorwort bloss zu entnehmen ist, dass neben deutschen Briefen auch die lateinische Sprache vertreten sei. [172] Für die vorliegende Untersuchung scheint mir der Aspekt der Mehrsprachigkeit äusserst interessant zu sein. Wenn nämlich Kommunikationsmodi in Bezug auf Beziehungsmedien untersucht werden sollen, so können die augenfälligen Sprachwechsel wohl kaum bedeutungslos sein. Doch ist die Wahl der Sprache ein bewusst vollzogenes Prozedere und inwiefern hat die praktizierte Vielsprachigkeit etwas mit innerfamiliären Beziehungen zu tun? Ähnliche Fragen verfolgt Randolph C. Head in seinem Aufsatz «A Plurilingual Family in the Sixteenth Century: Language Use and Linguistic Consciousness in the Salis Family Correspondence», in welchem er nach «fascinating clues to patterns of

169 Genau diesen Vorgang beschreibt Bruno Latour, wenn er den Begriff des Akteurs und den des Handelns in Frage stellt. Latour 2007, S. 81f. sowie 122–125; vgl. auch Serres 1981, S. 97: «Es gibt stets ein Medium, eine Mitte, ein Vermittelndes. Und in diesem Spiel zu dritt kann der mittlere Ausdruck auf jeden der drei fallen, je nachdem.»

170 «Tzschùnch(i)a els (als) peis als pulleschs» StAGR D II a 2.4s 3, bzw. die Schreibweise in Klammer StAGR D II a 2.4p 3, wo das Romanische noch kurz beibehalten wird: «quò che tu fatzschtzes et vè giò dels fats per el melg che tu pouss.» Das Sprichwort heisst wörtlich übersetzt soviel wie «den Flöhen die Beine ausreissen», wahrscheinlich eine Redewendung, dessen Bedeutung jedoch nicht zu eruieren ist. Der zweite Satz ist mit «wie du es auch immer machest, beende die Sache so gut wie du kannst» zu übersetzen. Vgl. Societad Retorumantscha (Hg.): DRG (CM) = Cartoteca maistra (Hauptzettelkartei) des Dicziunari Rumantsch Grischun, Cuoira 1939ff, s. pülsch.

171 Ruppel 2006, S. 46.

172 Ozment 1990, S. xiv.

communication, hierarchy, and education within the family structure»[173] fragt. Für seine Arbeit benutzte Randolph C. Head einen demjenigen der vorliegenden Arbeit äusserst ähnlichen Quellenbestand.[174] Er wertete nämlich 185 Briefe der unmittelbaren Nachkommen genau derselben Salis-Familie aus, an welchen der Sohn des im vorliegenden Quellenkorpus so dominant in Erscheinung tretenden Friedrich, dessen Ehefrauen, Kinder sowie die Schwester beteiligt sind. Head zufolge erweiterte sich das in den Briefen praktizierte Sprachenspektrum der Familie im Laufe dieser Zeit um die Sprache Französisch sowie die Tatsache, dass auch Romanisch als Schriftsprache an Bedeutung gewann.[175] Seine Interpretationen in Bezug auf diese aussergewöhnliche Vielfalt werden in der Folge noch diskutiert werden.

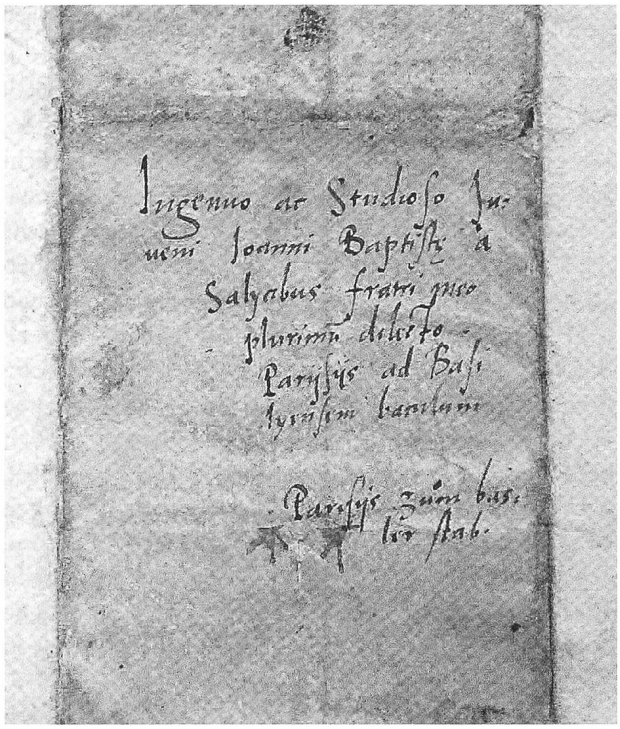
Die von einer ausserordentlichen Mobilität geprägte Lebenssituation der Familie verlangte Vielsprachigkeit geradezu. Dies erklärt aber nicht den Umstand, warum die Familie auch untereinander mehrsprachig kommunizierte. Diese Frage führt in die unmittelbare Quellennähe und somit zur konkreten Praxis des Sprachgebrauchs. Augenfällig ist die Gewohnheit, Eigennamen immer in die im Brief jeweils verwendete Sprache zu übersetzen. So unterschreibt Friedrich seine Briefe mal mit «Federico Salice»[176], mit «Fridrich von Salis»[177] oder mit «Fridricus a Salicibus»[178]. Im Brief an Anton nennt Friedrich seinen Bruder «Hans Baptist»[179], dem Vater gegenüber spricht er von «Johann Baptista»[180]. Als dieser in Paris studierte, adressierte Friedrich seinen deutschen Brief in Latein «iuveni Joanni Baptistæ a Salycibus»[181], im ebenfalls deutschen Brief gen Norditalien passte er den Namen der Adresse der dort gesprochenen Sprache an und schrieb seinen Bruder mit «Giovanni Batista Salici»[182] an. Die Beweglichkeit der Eigennamen wurde auch auf andere übertragen, so wird mit den Namen Peter Khorn[183] und Pietro Corno[184] über dieselbe Person gesprochen. Namen werden also nicht nur der im Brief vertretenen Sprache angepasst, Zielort des Briefes und wohl auch die unmittelbare soziokulturelle Umgebung des Absenders oder des Empfängers können eine Rolle spielen, wie etwa der lateinisch adressierte Brief an den in Paris studierenden Johann Baptista zeigt. Im folgenden Brief, welcher vorderseitig in Deutsch und rückseitig in Latein beschrieben wurde, stammt der deutsche Teil vom Vater, der seinem Sohn Johann Baptista folgende Empfehlung nach Paris schickt:

> «Und lern guot franzosest scriben und lesen wie ich dir for befollen han, den für wor mit der gotz hilf tu sot für ein man gehartet werden. Fridrich hat dir nit gescriben [...].»[185]

Die Rückseite, wie vom Vater angekündigt von Friedrich beschrieben, ist in lateinischer Sprache gehalten. Neue Sprachen zu erlernen entsprach also der Absicht des Vaters. Ist es auch ihm zuzuschreiben, dass Friedrich in diesem speziellen Fall die lateinische Sprache anwandte? Neben diesem von zwei unterschiedlichen Schreibern verfassten Brief, wovon nur der Sohn Latein schrieb, existieren weitere sechs lateinische Briefe, welche Friedrich in den Jahren 1531 und 1532 von Solothurn an seinen Bruder in Paris schrieb, sowie ein lateinischer Brief von jenem an Friedrich.[186] Zu dieser Zeit war Friedrich von Salis 19 beziehungsweise 20 Jahre alt, sein Bruder Johann Baptista wohl in einem ähnlichen Alter.[187] Ausserdem ist ein von Friedrich an seinen Bruder Rudolf verfasster Brief überliefert, der zwar nicht datiert ist, dessen ungelenke Schrift jedoch auf die eines ungeübten Schreibers hinweist, was Friedrich nur in frühen Jahren gewesen sein kann.[188]

Neun lateinische Briefe können also jungen Schreibern zugeordnet werden. War die innerfamiliäre lateinische Korrespondenz als Übung eben dieser Sprache gedacht? Für die Erhärtung dieses Verdachts sowie für das Weiterführen dieser Tradition spricht ein weiterer lateinischer Brief aus dem Jahre 1567, welcher Friedrich

173 Ebd., S. 578.
174 Head, Randolph C.: A Plurilingual Family in the Sixteenth Century: Language Use and Linguistic Consciousness in the Salis Family Correspondence, 1580–1610, in: The Sixteenth Century Journal 26/3, 1995, S. 577–593.
175 Head 1995, S. 578.
176 StAGR D II a 1.18c r.
177 StAGR D II a 1.4a 2.
178 StAGR D II a 1.2v.
179 StAGR D II a 1.7.
180 StAGR D II a 1.4a 1.
181 StAGR D II a 1.3a 4.
182 StAGR D II a 1.12a 1.
183 StAGR D II a 2.4p 1.
184 StAGR D II a 2.4x 3.
185 StAGR D II a 1.2r.
186 StAGR D II a 1.3b, StAGR D II a 1.3c, StAGR D II a 1.3d, StAGR D II a 1.4b, StAGR D II a 1.4c, StAGR D II a 1.4d sowie StAGR D II a 1.3e.
187 Verlgeiche die Debatte über die Geschwisterreihenfolge in Kapitel 4.1.2.
188 StAGR D II a 1.43d.



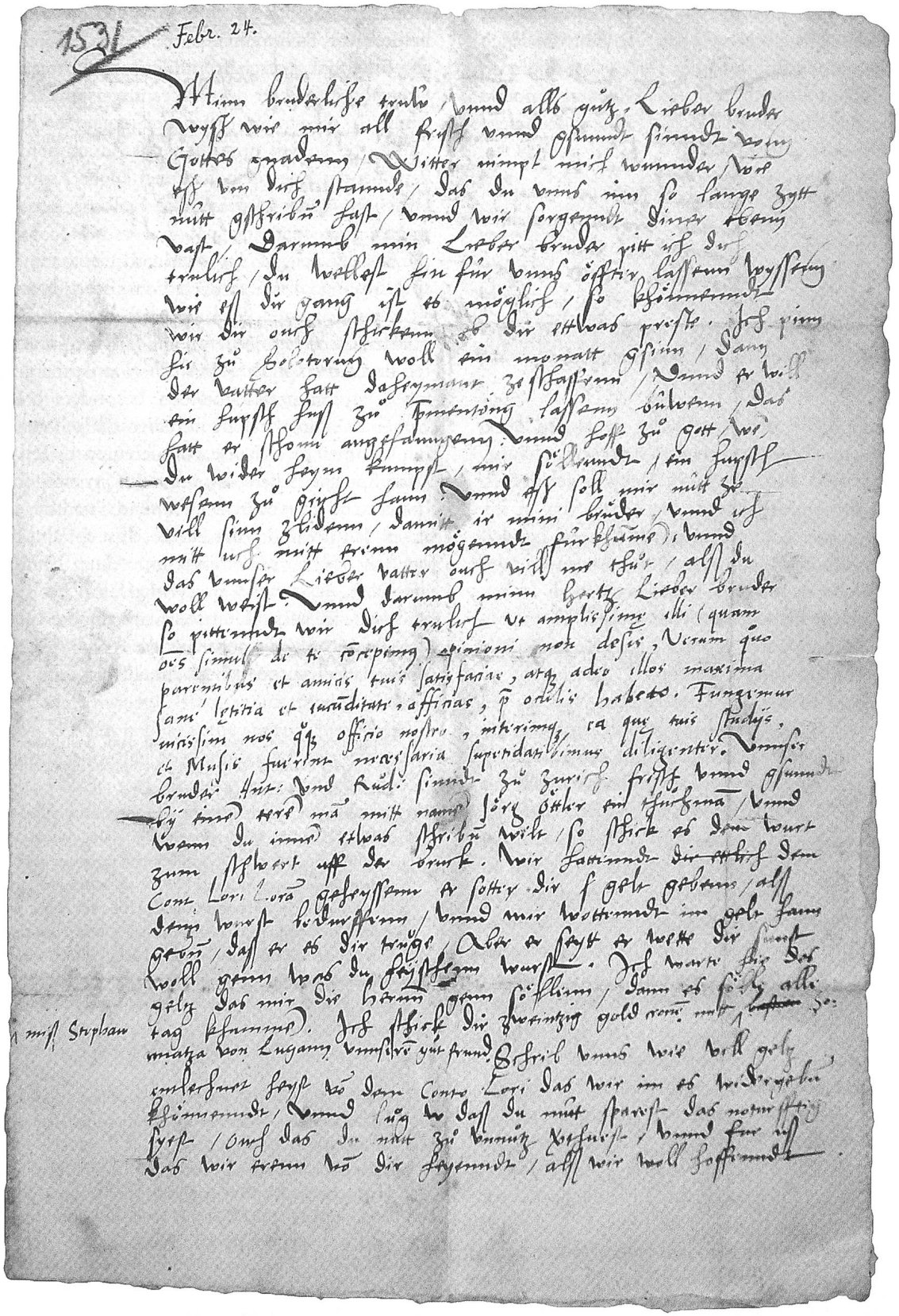
Adresse des Briefes von Friedrich v. Salis
an seinen Bruder Johann Baptista vom 24. Februar 1531.
Staatsarchiv Graubünden D II 1.3 a.

von seinem damals 21-jährigen Sohn Johannes erhielt.[189] Head folgert aus der Tatsache, dass in seinem Quellenbestand die Briefe an den Vater fast ausschliesslich in lateinischer Sprache geschrieben wurden, dass der lateinische Brief als Plattform diente, die Fortschritte im Studium zu zeigen sowie «their own progress towards adulthood and autonomy» darzulegen.[190] Vater Rudolf ist nie in eine lateinische Korrespondenz involviert. Seinen Einfluss auf die Anwendung spezifischer Sprachen wird er jedoch mit Sicherheit ausgeübt haben. In Anbetracht der Tatsache, dass er seine Söhne an die verschiedensten Schulen schickte[191], war es wohl durchaus auch in seinem Interesse, dass diese in den Briefen eine weitere Übungsplattform für die Sprache der Bildung hatten. Für einen blossen Informationsaustausch oder um den Schreibfluss zu gewähren, hätten sich die Beteiligten wohl lieber einer anderen, ihnen geläufigeren Sprache bedient. Statt dessen versuchten sie sich in einer offensichtlich nur mässig eleganten Variante des humanistischen Lateins.[192] Durch den Erwerb dieser Sprache eröffnete sich ihnen die Welt der gebildeten Humanisten, bei welchen eine Korrespondenz, die sich der *ars dictaminis* verpflichtete, zu dieser Zeit üblich und beliebt war.[193] In dieser Manier korrespondierte Friedrich mit seinem Schwiegervater Hans Travers, einem bedeutenden Humanisten der Drei Bünde, auch einmal in Latein. Dieses Schreiben aus dem Jahre 1554 ist der einzige erhaltene Brief in lateinischer Sprache, der nicht der vorhergehenden Kategorie der lateinischen Korrespondenz als Übungsplattform junger Schreiber zugeteilt werden kann.[194]

In deutschen Briefen finden sich ausserdem vereinzelte Überreste der lateinischen Sprache. So beginnen die Briefe von Hans Travers durchgehend mit «S. D.»[195], obwohl danach alles in deutscher Sprache geschrieben wird. Auch werden in den früheren Briefen Adressen oft in lateinischer Sprache geschrieben, ungeachtet in welcher Sprache der Brief sonst formuliert ist. Diese Beobachtung gilt für Briefe nach Paris[196], von Paris nach Solothurn[197], aber auch für Briefe, welche nur die kurze Distanz von Samedan nach Promontogno ins Bergell zurücklegten[198]. Diese Praxis ist entweder einem Gebrauchsusus zuzuschreiben oder war in Bezug auf den Brieftransport von Bedeutung.

Wurde eine Lebensweisheit oder ein Sprichwort in einem Brief aufgenommen, so gab man dieses in der Originalsprache wieder. In einem einzigen Brief nimmt Friedrich gar vier lateinische Zitate[199] sowie eine italienische Weisheit auf[200]. An zwei anderen Orten kommt, wie schon erwähnt, eine romanische Redewendung[201] vor.

189 StAGR D II a 1.36c.
190 Head, 1995, S. 582.
191 Vgl. Vischer 1952.
192 Ich danke Darko Senekovic für die Einschätzung.
193 Vgl. Beer 1990, S. 39; Constables 1976, S. 16–20 sowie S. 39–41, und Israel, Uwe: Mit fremder Zunge sprechen. Deutsche im spätmittelalterlichen Italien, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 48, 2000, S. 677–696, S. 694. 194 StAGR D II a 1.22i.
195 «Salutem dicit» StAGR D II a 1.9b, StAGR D II a 1.18b, StAGR D II a 1.18d, StAGR D II a 1.19a, StAGR D II a 1.19b, StAGR D II a 1.19e.
196 StAGR D II a 1.3a 4: «Ingenuo ac studioso iuveni Joanni Baptistæ a Salycibus fratri meo plurimum dilecto Parysijs ad Basilyensem baculum. Parysijs zuom Basler stab.»
197 StAGR D II a 1.3e.
198 StAGR D II a 1.7 r: «Nobili e dileccto Iuneni Antonio a Salis fratri meo charissimo in Promentogno Bregalie.»
199 StAGR D II a 1.17a 1f: «Lento enim gradu ad vindictam sui divina procedit ira, sed tarditatem, supplicii gravitate compensat.», «In summa, Dominus non tardabit.», «Nemo, nemo, inquam, sine crimine vivit, foelix qui minimis urgetur.» und: «Accomoda te tempori».
200 StAGR D II a 1.17a: «Se il tempo non ti giovi, temporela.»
201 StAGR D II a 2.4p 3 sowie StAGR D II a 2.4s 3.



Brief von Friedrich v. Salis an seinen Bruder Johann Baptista vom 24. Februar 1531, S. 1. Staatsarchiv Graubünden D II a 1.3 a.

Interessant sind jene Stellen, an welchen scheinbar zufällig die Sprache gewechselt wird. So fährt Friedrich in einem deutschen Brief an Johann Baptista mitten im Satz lateinisch fort, um ihn auf seine Pflichten aufmerksam zu machen und ihm die Unterstützung der Eltern und Freunde zuzusichern.

> «Unnd darumb minn hertz lieber bruder so pittenndt wir dich trulich ut amplissimae illi (quam omnes simul de te concepimus) opinioni non desis. Verum quo[202] parentibus et amicis tuis satisfacias, atque adeo illos maxima sane laetitia et iucunditate, afficias, prae oculis habeto. Fungemur vicissim nos quoque officio nostro, interimque ea quae tuis studiis, et musis fuerint necessaria supetidatibimus[203] diligenter.»[204]

Zwischen der italienischen und der deutschen Sprache sind solche abrupten Sprachwechsel sogar häufig. In drei ansonsten durchgängig in Deutsch gehaltenen Briefen präsentiert sich jeweils der letzte Satz in italienischer Sprache.[205] In einem ersten Beispiel handelt es sich bloss um eine Redundanz, eine Anweisung des Bruders, welche in knapper Form auch noch in italienischer Sprache niedergeschrieben wurde: «Domanda in Letzsch delli superiori se sanno qualche cosa delle cose dil quondam nostro fratello.»[206] Interessant an diesem Beispiel ist das Wort «quondam», was so viel wie «selig» bedeutet, als Ausdruck jedoch eindeutig der lateinischen Sprache zugehörig ist. Eine punktuelle Infiltrierung der lateinischen Sprache findet also nicht nur im Deutschen, sondern auch im Italienischen statt.[207]

In einem weiteren Beispiel wurde der letzte Satz, der einzige in Italienisch, wohl nachträglich eingefügt. Er erscheint nämlich kleiner und enger geschrieben, eine Beobachtung, welche nur anhand des Quellenstudiums der handschriftlichen Briefe gemacht werden kann. Inhaltlich geht es um einen vorher im Brief nicht angesprochenen, vorbeiziehenden Grafen.[208] In einem weiteren italienischen Schluss berichtet Friedrich, er habe gehört, dass sein verstorbener Bruder Anton viel Geld gehabt haben müsse, und wünscht, dass sich Caspar im Kriegslager diesbezüglich gründlich umhören solle.[209] Obwohl es im ganzen Brief um die Angelegenheit des Erbes geht und Friedrich von Wien aus Anweisungen gibt, wie sich der im Kriegsgebiet befindliche Caspar verhalten solle, deutet nichts im deutschsprachigen Text darauf hin, dass Friedrich von jemandem gehört habe, dass Anton viel Geld gehabt haben soll. Es ist also durchaus möglich, dass Friedrich diese Information nur seinem vertrauten Bruder zukommen lassen wollte und deshalb die Sprache wechselte. In diesem Fall hätte Italienisch die Rolle einer vermeintlichen «Geheimsprache», die eine Botschaft enthält, welche für potenziell unerwünschte Leser des Briefes unverständlich bleiben würde. In diesem Sinne hat die Sprache die Rolle einer Hülle, die keinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Sender oder dem Rezipienten hat, sondern ihre Funktion in der abweisenden Haltung gegen aussen wahrnimmt.

Aus der Zeit, als Friedrich und Caspar im deutschsprachigen Habsburgerreich dem Erbe ihres Bruders Anton nachgingen, stammen besonders viele Korrespondenzen, die entweder in italienischer Sprache gehalten sind oder in denen der Wechsel zwischen dem Deutschen und dem Italienischen besonders präsent ist. Neben zwei durchgängig in Italienisch gehaltenen Briefen kommen zwei Briefe vor, deren erster Teil in deutscher Sprache verfasst ist, um dann im zweiten Teil ins Italienische zu wechseln. Während Friedrich im deutschen Teil noch von der Sache selbst spricht, drückt er im Italienischen seine Sorge um seinen Bruder, sowie die Reue, dass er ihn in diese gefährliche Region geschickt habe, aus.[210] Dieselbe Sorge um die Gesundheit des Bruders beziehungsweise die Vorwürfe, welche er sich selber diesbezüglich macht, äussert Friedrich in an-

202 Wahrscheinlich ein abgekürztes und dann doch ausgeschriebenes ‹quo›, oder eventuell eine nicht ganz übliche Abkürzung für ‹quomodo›; die Bedeutung ist immer gleich.

203 Eine fehlerhafte Form, steht für ‹suppeditabimus›.

204 StAGR D II a 1.3a 1, Übersetzung d. V.: «[Und darum, mein herzallerliebster Bruder, so bitten wir dich und vertrauen darauf,] dass du unsere überaus gute Meinung (die wir alle zusammen über dich gefasst haben) nicht enttäuschst, sondern habe vor Augen, wodurch du deine Eltern und Freunde zufriedenstellen und jenen damit grösste Freude und Annehmlichkeit bereiten kannst. Auch wir unsererseits wollen unsere Pflicht erfüllen, und einstweilen wollen wir das, was für deine Studien und deine Ausbildung notwendig ist, gewissenhaft zur Verfügung stellen.»

205 StAGR D II a 1.12a 2, StAGR D II a 2.4q r und StAGR D II a 2.4s 3.

206 StAGR D II a 2.4s 3, Übersetzung d. V.: «Erkundige dich in Letzsch bei den Vorgesetzten, ob sie etwas über die Angelegenheiten unseres verstorbenen Bruders wissen.»

207 Weitere Beispiele dafür in StAGR D II a 1.18c r: Maxime und certe sind lateinische Adjektive und nicht italienische.

208 StAGR D II a 1.12a 2, «Il conte Camillo de Sesso è passato avanti a 3 giorni per qua verso Francia.»

209 StAGR D II a 2.4q r, «Vedi di intender bene delli danari che nostro fratello ha lasciato di poi la morte sua perché l' inzigniero dice che ha portato di qua con seco pur assai.»

210 StAGR D II a 2.4aa.

deren Briefen in deutscher Sprache.[211] In einem weiteren zweisprachig verfassten Brief bezweifelt Friedrich im italienischen Teil die Loyalität des einst befreundeten Herrn Schrötter:

> «Mi dubito che il Scrötter habbi usato ogni inganno contra di noi in favore delli soldati.»[212]

Noch einen Tag vorher gibt Friedrich Caspar deutsche Anweisungen, was er von dem anscheinend schon in Ungnade gefallenen Schrötter verlangen soll und das in einem Brief, der zwischen dem Deutschen und dem Italienischen hin und her wechselt.[213] Auch die Nachricht, dass von zu Hause keine Briefe gekommen seien, schreibt Friedrich seinem Bruder im einen Brief in italienischer Sprache zu[214], um es in einem nächsten Brief auf Deutsch festzuhalten[215].

Angespornt von den Erkenntnissen Heads, der in Bezug auf seinen Quellenkorpus einen Zusammenhang zwischen thematischen Feldern und der Sprachwahl entdeckte[216], lässt sich an dieser Stelle die Frage nach einer Korrelation unter der Berücksichtigung der deutschen und der italienischen Sprache nicht beantworten. Der Bezug von Inhaltlichem und der Wahl der Sprache stehen in keinem sich wiederholenden Muster zueinander. Zwar findet mit einem sprachlichen Switch meist auch ein Themenwechsel statt, in briefübergreifender Perspektive können jedoch keine spezifischen Themen an bestimmte Sprachen angebunden werden. Die Sprache selbst, welche sich als übertragendes Medium in seiner veränderlichen Erscheinungsform präsentiert, muss aber dennoch in einem McLuhan'schen Sinne verstanden werden.[217] Demzufolge fungiert Sprache nicht bloss als Übertragungsmittel einer Botschaft, sie verkörpert diese in einem erweiterten Verständnis selber und kann sie sogar beeinflussen. Der Thematik wie und ob der Sprachenwechsel als «Code» verstanden werden kann und wie sich die Wahl der Sprache in Bezug auf Inhalt und Funktion der Nachricht ausübte, widmeten sich schon verschiedene sprachwissenschaftliche Arbeiten. So ist im Hinblick auf eine synchrone Untersuchung auf Andres Max Kristols «Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Bivio (Graubünden)» zu verweisen, die historische Komponente berücksichtigt Sandro Bianconi in seiner Studie zum «Plurilinguismo in Val Bregaglia».[218]

Unter dem Aspekt des Verhältnisses von Sprache und Geschlecht lässt sich eine interessante Beobachtung festhalten: Sobald eine Frau am Briefwechsel beteiligt ist, wird italienisch geschrieben. Dies zeigen die durchgehend in Italienisch gehaltenen vier Briefe von Friedrich an seine Ehefrau.[219] Friedrich fordert seine Frau mit den Worten «lass mir schreiben» auf, ihm einen Brief zukommen zu lassen.[220] Aus dieser Formulierung kann zwar nicht auf ihre Leseunfähigkeit geschlossen werden, jedoch aber auf die Tatsache, dass Ursina ihre Briefe an ihren Ehemann, von denen leider keiner vorliegt, nicht selber verfasst hat.[221] Ein späterer, zwar undatierter, jedoch den Neunzigerjahren des 16. Jahrhunderts zugeordneter Brief stammt von der gemeinsamen Tochter Ursina an ihren Bruder Johann. In diesem betont die Verfasserin des Briefes ihre Schreiberhand mit dem abschliessenden Gruss: «Vostra carissima sorela Ursina

211 StAGR D II a 2.4ee sowie StAGR D II a 2.4p.

212 StAGR D II a 2.4ff 1, Übersetzung d. V. : «Ich befürchte, dass der Schrötter jede Täuschung zum Vorteil der Soldaten gegen uns verwendet hat.» Nur einen Monat zuvor wird Schrötter noch als «erfarnen man» und «guoten freundt» beschrieben, vgl. StAGR D II a 2.4p.

213 StAGR D II a 2.4ee.

214 Ebd.

215 StAGR D II a 2.4q.

216 «Romansh for affection or embarrassment, German for everyday business or for politics, and Latin for persuasion and respect. Certain functions evoked certain languages, even if this meant switching codes in the middle of a letter.» Head 1995, S. 592.

217 Vgl. Kapitel 2.1.

218 Kristol, Andres Max: Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Bivio (Graubünden). Linguistische Bestandesaufnahme in einer siebensprachigen Dorfgemeinschaft, Bern 1984 (Romanica Helvetica 99) und Bianconi, Sandro: Plurilinguismo in Val Bregaglia, Locarno 1998.

219 StAGR D II a 1.18c, StAGR D II a 1.20a, StAGR D II a 20b und StAGR D II a 20c.

220 StAGR D II a 1.18c r: «Abenche haverei havuto apiacere che m`havesti scritto due parolline. Pur quello che non hai scritto farai scriver quando potrai.» Übersetzung d. V.: «Ich hätte Freude gehabt, wenn du mir zwei Wörtchen geschrieben hättest. Obwohl du mir nicht geschrieben hast, lass mir doch schreiben, wann du kannst.» sowie StAGR D II a 1.18c r: «Altro non scrivo salvo che ti prego che mi facci scriver qualche cosa come state, et maxime come tu stai circa la sanità et come vanno le cose.» Übersetzung d. V.: «Anderes schreibe ich nicht, ausser dass ich dich bitte, mir etwas schreiben zu lassen, wie es euch geht und vorallem wie du es mit der Gesundheit hast und wie die Sachen laufen etc.»

221 Randolph Head berichtet zwar von einer Schreibtätigkeit Ursinas, verwechselt sie aber mit deren gleichnamigen Tochter, vgl. Head 1995, S. 584 sowie StAGR D II a 6 und StAGR D II a 21.

Salis a scrit»[222]. Ihr Italienisch unterscheidet sich wesentlich von den übrigen italienischen Briefen. Ob nun die Bergeller Mundart oder Putèr, das Romanisch aus dem Oberengadin durchdrückt, bleibe dahingestellt. Eine Anlehnung an die Mundart kann jedoch vermutet werden, da gewisse Wörter, welche im Schriftbild getrennt erscheinen, zusammengeschrieben wurden.[223] Diese Beobachtung sowie die eher steife Schrift deuten auf eine ungeübte Schreiberin hin.

Vater Rudolf von Salis schien in der Korrespondenz die deutsche Sprache zu bevorzugen, so sind Briefe von und an ihn durchgehend in Deutsch geschrieben. Seine Söhne wechselten gewandt vom Italienischen ins Deutsche und umgekehrt, sodass die Entscheidung schwerfällt, welche der beiden Schriftsprachen ihnen geläufiger war.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Verfasser eines Briefes sinnvollerweise eine Sprache wählte, welche der Rezipient verstand. Hatte er mehrere zur Auswahl, ermöglichte dies den beobachteten briefeigenen Plurilinguismus. Ausserdem bestand die Möglichkeit, die Sprache selber zum Ausdruck einer Botschaft zu machen. Für das Lateinische bedeutete dies beispielsweise, dass der Gebrauch dieser Sprache eine Plattform bot, sich selbst als gebildeten Humanisten darzustellen oder sich zumindest darin zu üben. Diese Profilierung spielte durchaus auch familienintern eine Rolle, wobei der Vater das Erlernen von Sprachen zumindest unterstützte, wenn nicht sogar explizit verlangte. Nicht nur für die unmittelbaren Rezipienten, sondern auch um einen Eindruck gegen aussen zu erzielen, wurden Adressen in bewusst gewählten Sprachen geschrieben und vielleicht auch Inhalte durch die Sprache getarnt. Die Vielsprachigkeit erlaubte der mobilen Familie nicht nur eine geografische Beweglichkeit, sie eröffnete ihnen auch in soziokultureller Perspektive neue Welten. Ausserdem ermöglichte die sprachliche Beweglichkeit eine vielschichtige interne Kommunikation, in der die schriftliche Mitteilung mehr als das bloss Geschriebene bedeutete.

3.2 Geld- und Güterflüsse

3.2.1 Güterflüsse

In einem entfernteren Sinne als Schreibfluss, jedoch auch als ein mobiles Gut können Lehrbücher betrachtet werden, welche zwischen den Brüdern kursierten. Inwiefern die Zirkulation dieser Schriften an den Austausch von Briefen gekoppelt war, kann nicht beurteilt werden. Jedenfalls verlangt der sich in Samedan aufhaltende Friedrich in Form eines Briefes von dem in Promontogno weilenden Anton verschiedene Bücher, wie das folgende Beispiel zeigt:

> «Salve lieber bruoder, ich pitt dich, so du här khumbst, du wellest mir min Rhetoricam cum commentarijs, derglichen den Plutarchum her bringen. Ouch die Tutzsche Rhetorick ist es immers möglich.»[224]

Nach einigen üblichen Grussworten und Schreibaufforderungen endet der äusserst kurze Brief mit den Worten: «Lass nitt und bring mir die buecher»[225]. Die «Rhetoricam cum commentarijs» teilt Friedrich mit dem Possessiv «min» seinem eigenen Besitz zu, bei den weiteren Schriften sowie in der am Schluss erfolgten Sammelerwähnung streicht er einen Besitzanspruch zumindest nicht deutlich hervor. Falls die Bücher nun Friedrich gehörten, so hatte er sie Anton ausgeliehen und forderte sie nun zurück. Gehörten die Bücher jedoch zum familiären und somit gemeinsamen Besitz, so wurden sie, je nach Gebrauch, herumgereicht. Um eine Leihgabe handelt es sich in beiden Fällen, beim ersten um diejenige zwischen zwei Individuen, beim zweiten um eine Ausleihe von einem Kollektiv zu einer Einzelperson.

In seinem Aufsatz «Introduction. Doing Things with Gifts» prägt Gadi Algazi den Begriff des Geschenkes insofern, als dass eine Leihgabe durchaus auch darunter fällt. Mich interessiert nun genau die von ihm diesbezüglich aufgeworfene Frage nach Reziprozität und Verpflichtungen im Zusammenhang mit der Güterzirkulation und deren Bedeutung in Bezug auf soziale Bindungen.[226]

---

222 StAGR D II a 21, Übersetzung d. V.: «Eure liebste Schwester Ursina Salis hat geschrieben.» Einen weiteren Brief schreibt diese Ursina an ihren Neffen und unterschreibt mit den Worten: «tua carissima amada Ursina Salis a scrite cun mio mane proprio» StAGR D II a 6, beide Briefe stammten ca. aus dem Jahr 1591.

223 Z. B. «[...] et dicasa vostra etuttisane et fane tutte aquello che pusibel difare [...]» StAGR D II a 021.

224 StAGR D II a 1.7 r.

225 Ebd.

226 «[...] questions about the circulation of goods and services and its role in forming social bonds, about the changing relationships between persons and things, about reciprocity and obligations.» Algazi, Gadi: Introduction. Doing Things with Gifts, in: Ders./Valentin Groebner/Bernhard Jussen (Hg.): Negotiating the Gift. Pre-Modern Figurations of Exchange, Göttingen 2003, S. 9–27 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 188), S. 10.

Ob die Bücher nun dem Gemeinschaftsgut oder Friedrichs Eigentum zuzuschreiben waren: Tatsache ist, dass die transferierten Schriften innerhalb der Familie vorbehaltlos ausgeliehen und auch wieder zurückgefordert wurden. Die Nutzung von familieneigenen Schriften war ein Privileg, an dem unweigerlich die Pflicht hing, diese auf Abruf wieder zurückzugeben und anderen zur Verfügung zu stellen. Lag nun ein Buch bei einer es nicht als Individuum besitzenden Person, so hing an ihm auch der Kontakt zur besitzenden Instanz. Betrachte ich ein ausgetauschtes Buch als Teil eines Güterflusses, so reisst dieser weit mehr als bloss die Güter mit: Durch den Austausch werden Rechte und Pflichten gelebt und somit soziale Kontakte gepflegt.

Weit häufiger als das Verhandeln von Büchern wird in den Briefen dasjenige von Pferden besprochen. Pferde waren zur Bewältigung von Distanzen unverzichtbar und galten wohl als Garant für Mobilität. Allem Anschein nach lieh man sich auch mal ein Pferd aus, wie ein Brief von Hans Travers an seinen Schwiegersohn Friedrich zeigt:

> «Lieber sun ich schick dir din ross by dem Nicolin, hatt mir gantzs wol dient und ist warlich ain gerecht guet ross.» [227]

Weiter zählt Hans Travers einige Blessuren auf, welche sich das Pferd zugezogen haben soll und schliesst mit der Bemerkung:

> «Er ist vast genessn doch leg im den schwantzs riemen noch nit under. [...] Ich habs alsso bericht.» [228]

Lieh man sich ein Tier aus, so gab man es wieder unversehrt zurück. Verletzte sich jedoch das Pferd, so hatte man die Pflicht, den Besitzer darüber detailliert in Kenntnis zu setzen. Güteraustausch im Sinne von Leihgaben hingen eng mit dem Informationsgehalt darüber zusammen: Der Besitzer erhielt mit der Leihgabe das Recht, über eben dieses genau informiert zu sein. Dies lässt sich als weiteres Beispiel einer Vermischung von getrennt aufgeführten Flüssen verstehen: Güteraustausch schien ohne einen dazugehörigen Informationsfluss nicht möglich gewesen zu sein.

Der folgende Briefausschnitt stellt das Pferd nicht nur als wertvolles Nutztier dar, sondern zeigt auf, dass der Besitz eines Pferdes nicht nur eine materielle Komponente besass:

> «Ich bin willenss min rappen zuo verkhouffen, wan der winter ist zuo lang. [...] doch so ist es ein söllich uffrecht guott ross, das ichs ungern in frembden henden khommen lass, wan guotti halben ist es 100 Δ [229] wertt, einem der woll zuo ross sin mangelets. Hierumb hatt ich mich bedacht, wen du sin mangletest, welte ich dir den geben, wiewoll ich pferden meer dan gnuog fende alhie, hab ouch meermalen 50 gulden drum versagt. Hierumb wo du nitt woll beritten werest, so thuo hüpschlich [230] biss ich zu dir khome.» [231]

Der diesen Brief in Samedan verfassende Friedrich lässt seinen Bruder in Norditalien wissen, dass er ein gutes Pferd für ihn habe. Interessant ist die Bemerkung, dass er es ihm «geben» würde. Durch diese Formulierung lässt er offen, ob es sich dabei um ein Geschenk handelt oder ob Friedrich seinem Bruder ein Vorverkaufsrecht einräumt. Ob das Pferd nun im Besitze Friedrichs war oder ob erneut von einem kollektiven Familienbesitz auszugehen ist, sei dahingestellt. Klar ist, dass Friedrich durch die Abgabe des Tieres an seinen Bruder auf eine ausserfamiliale Einnahmequelle verzichtet. Interessanterweise betont er nicht nur dies, sondern schätzt auch den Wert des Pferdes ein, was im Hinblick auf einen Verkauf an den Bruder natürlich Sinn macht. Sollte das Pferd jedoch als Geschenk gedacht sein, so wirkt die materielle Einschätzung im ersten Moment sinnlos. Bedenkt man die von Gadi Algazi aufgeworfene Frage nach der Reziprozität von Geschenken, handelt sich Friedrich durch die explizite Nennung des hohen Geschenkwertes die Möglichkeit ein, in einer zumindest vage bezifferbaren Gunst des Bruders zu stehen. [232]

Diese Gunst kann nun die verschiedensten Gesichter haben. So zeigt sich Johann Baptista seinem Bruder gegenüber bestimmt dankbar, dass jener ihm dieses wertvolle Angebot macht und bietet als Gegenleistung «sein dankbares Inneres, sich selbst» [233] an. Vielleicht fühlt sich Johann Baptista nun auch zu einer Gegenleistung in materieller Hinsicht verpflichtet. In Bezug auf die Reziprozität von Geschenken verknüpfen sich emotionale und materielle Erwartungshaltungen aufs Engste. [234] Sogar im Falle des Ablehnens zeigt die Situation auf, wie Friedrich seinen Bruder sah und wohl auch von ihm betrachtet werden wollte: nämlich als ein Speziel-

227 StAGR D II a 1.19a r.
228 StAGR D II a 1.19a r.
229 Kronen.
230 Gemeint ist wohl: habe Geduld.
231 StAGR D II a 1.12a 1f.
232 Algazi 2003, S. 10.
233 Groebner 2000, S. 34.
234 Vgl. zur Verknüpfung dieser beiden Sphären Medick/Sabean 1984, S. 31.

ler, als jemanden, dem man den Vorrang gab. Dafür spricht auch die verbalisierte Abgrenzung nach aussen, wenn Friedrich betont, dass er das Pferd nicht gerne in «frembden henden» wisse. Das Angebot referierte auf weitaus mehr als auf sich selbst, es zeigte dem Empfänger seine besondere Position in den Augen des Offerierenden und enthielt im Gegenzug implizit dieselbe Erwartung. Das Aushandeln von Geschenken ist durchaus mit demjenigen von Beziehungen verknüpft. [235]

Friedrich fordert für seinen Aufwand keine konkrete Gegenleistung – und hält sich dadurch diesbezüglich ein heterogenes und breites Feld von Möglichkeiten offen. Versteht man die Anlegung einer Gegenleistung auch als *regio dissimilitudinis* [236], wird es Friedrich dennoch nicht nachteilig sein, den hohen Wert seiner Leistung zu betonen. Durch die Heterogenität der Möglichkeit einer Gegenleistung wird es praktisch unmöglich, eine dem Geschenk äquivalente Leistung zu erbringen. Deshalb ist an dieser Stelle Michel Serres' kulturpessimistischer Ansatz zu berücksichtigen, wenn er in knapper Kürze festhält:

> «Austausch findet nicht statt und wird niemals stattfinden. Der Missbrauch erscheint noch vor dem Brauch, man wird sagen müssen: Missbräuche und Gebräuche.» [237]

Auf die hier vorliegende Quelle bezogen bietet Friedrich seinem Bruder einen Gebrauch an und lässt sich folglich, natürlich vereinfacht skizziert, von ihm missbrauchen. Dies macht Friedrich jedoch bewusst, sein Vorteil ist nämlich, dass Johann Baptista ihm nun etwas schuldet. Genau in dieses Schuldgefühlt mündet nach Jacques Derrida die Einseitigkeit einer Gabe, welches aus der unmöglichen Reziprozität von Geschenken, oder, in Serres Worten, aus dem unmöglichen Austausch heraus, resultiert. [238] Vielleicht wurde das verbindende Element eines Geschenkes gerade durch diese Schuldzuteilung geschaffen? In diesem Falle wäre es keine positiv konnotierte Sonderstellung, welche Friedrich seinem Bruder zuteilt. Vielmehr stellt er jenen in die eigene Schuld und bindet ihn so an die Verpflichtung einer Gegenleistung und somit an sich selber.

In den Briefen an seine Frau fordert Friedrich diese nicht nur auf, ihm mitzuteilen, was sie benötige [239], er führt auch genau auf, welche Waren er ihr mit dem zugesandten Brief mitschickt. [240]

> «Poi questo ti mando 3 stara di castagne, un e mezzo di riso, una trinchetta di mele, il fiascho d'oleo, et alquante mandole, quale ho messo nel sacco tra le castagne. Le qual cose goderete per amor mio. Et se haverete bisogno di cosa alchuna più avanti, fatimello intendere, che non vi amancharò di niente, per quanto che io possi.» [241]

Durch die genaue Aufzählung der Lebensmittelmengen teilte Friedrich seiner Frau Ursina mit, was er ihr zuschickte. Kam am Zielort nicht dieselbe Menge an, so musste die Differenz unterwegs abhanden gekommen sein. Mit der Nennung und Beschreibung der transferierten Güter ermöglichte Friedrich seiner Frau die Kontrolle über den Transport. Kam das Erwünschte nicht an, so war die Empfängerin mindestens darüber informiert. Der Brief, dem im vorliegenden Fall die Rolle des «Lieferscheins» zukommt, vermittelt so zwischen zwei Personen, welche über die zugesandten Lebensmittel miteinander kommunizieren. Welche Instanzen zwischen Friedrich und Ursina involviert waren, spielt keine Rolle, wichtig war für die beiden Beteiligten, was abgeschickt wurde, beziehungsweise was ankam. Durch die sich in den Lebensmitteln manifestierten und voneinander untrennbaren Informations- und Güterflüsse bilden die Eheleute eine Interessensgemeinschaft, welche trotz örtlicher Distanz Nähe generiert.

Neben dem Versand alltäglicher Waren wurden einander auch ungewöhnlichere Güter zugeschickt. Während Friedrich seiner immer wieder kränkelnden Ehefrau Ursina ans Herz legte, ihm «la tua urina» zur medizinischen Untersuchung desselben vom Engadin

235 Groebner 2000, S. 26–29.

236 Ebd., S. 34.

237 Serres 1981, S. 17 sowie S. 14: «Der Austausch ist weder die Hauptsache noch ursprünglich noch fundamental, wie soll ich es ausdrücken? Das Verhältnis des einfachen, nicht umkehrbaren Pfeils, der nur eine Richtung und kein Zurrück kennt, dieses Verhältnis tritt an die Stelle des Austauschs. Der Mensch ist des Menschen Laus. Und so ist auch der Mensch des Menschen Wirt. Der Fluss strömt in eine Richtung, doch nie in die andere.»

238 Derrida, Jacques: Falschgeld. Zeit geben I, München 1993 (Original: Derrida, Jacques: Donner le temps I. La fausse monnaie, Galilée 1991).

239 Diese Aufforderung kommt in allen vier überlieferten Briefen vor. StAGR D II a 1.18c, StAGR D II a 1.20a, StAGR D II a 1.20b und StAGR D II a 1.20c.

240 Vlg. StAGR D II a 1.20c 1 und StAGR D II a 1.20a r.

241 StAGR D II a 1.20a r, Übersetzung d. V.: «Hiermit schicke ich dir 3 stara (alte Masseinheit) Kastanien, eineinhalb Reis, eine Trinkette (Gefäss) Honig, die Korbflasche Öl und einige Mandeln, die ich in den Sack zwischen die Kastanien gelegt habe. Geniesst diese Sachen meinetwegen. Und wenn ihr noch etwas anderes nötig habt, lasst es mich wissen, damit ich es euch, wenn es in meiner Macht liegt, an nichts fehlen lasse.»

nach Tirano zuzuschicken,[242] verlangte der in Paris weilende Johann Baptista nach «stainbockbluot»[243], ohne dessen Gebrauch näher zu erläutern.[244] Diese Forderung, welche auf eine Erklärung und auf eine Nennung einer Gegenleistung verzichtet, ist umso näher mit der vertrauensbasierten Beziehung behaftet, welche dieses Schweigen zulässt, ohne dass der Bittende das Risiko des Ignoriertwerdens eingeht.

Es waren Güter verschiedenster Art, welche zwischen den Familienmitgliedern ausgetauscht wurden. Dabei ist der Austausch von Waren unweigerlich an einen Schreib- sowie Informationsfluss gekoppelt, wie es das Beispiel des «Lieferscheins» treffend zeigen konnte. Die Leihgabe verstehe ich, handle es sich nun um Bücher oder Pferde, als ein verbindliches und somit beziehungschaffendes Element. Genauso hebt der Akt des Gebens und Nehmens Beteiligte von weiteren Personen ab und schafft dadurch eine Verbindung zwischen den Involvierten. Die Tatsache der möglichen Heterogenität einer Gegenleistung birgt die Schwierigkeit, ein äquivalentes Geschenk zu erbringen. Die daraus resultierende Ungleichheit führt zu einer Schuldigkeit, welche Verbindlichkeit schafft.

Neben den mobilen Gütern, welche als beziehungsschaffende Instanz zwischen den Familienmitgliedern hin- und hergereicht wurden, wird in den Briefen auch über den Familienbesitz als solcher debattiert. Besonders augenfällig kommt dies in zwei Briefen zur Geltung, welche Friedrich in den Jahren 1549 beziehungsweise 1550 an seinen Bruder Anton schreibt, der in Innsbruck ein Leben führte, das Friedrich so gar nicht gefallen mochte. Nach Rüge und Zurechtweisung beklagt der in Samedan weilende Bruder den Zustand Antons:

> «Hie oben gatt dir vom houptguott ab und das mer von diner liederlichkeytt wegen, den umb kheinss anderss, dunden verthuost du dess dinen derglichen und hast ouch guotts hilff by dir.»[245]

Was genau ist unter dem «houptguott» zu verstehen? Schadet Anton mit seinem ausschweifenden und verschwenderischen Lebensstil nicht nur dem eigenen Besitz, sondern implizit auch dem seiner Brüder? Knapp vier Monate später scheint sich an der Lage noch nichts geändert zu haben. Mit Nachdruck kritisiert Friedrich das Verhalten seines Bruders und zieht nicht nur in Bezug auf verschiedene Vorwürfe alle Register, sondern teilt dem Bruder auch konkret mit, was er zu tun habe:

> «Nämlich das du din wyb und khindt nitt dergstalt verlassen sölst. Wan zuo dem das ess nitt cristenlich ist, nitt loblich by yemantz, ist ess dir ouch am guott nitt wenig nachteilig [...] Und lassest dir rate und khommest haim und luogtest zuo dinen sachen, zuo hab und guott, dess du nun von Gots Gnaden nun vill hast.»[246]

Der sich kaiserlichen Diensten widmende Anton hatte zu Hause keinesfalls alles zurückgelassen. Friedrich zufolge warteten dort nicht nur Frau und Kinder, sondern auch ganz viele Verwaltungsgeschäfte auf ihn. Ob diese nun mangels Erledigung liegen blieben und sich deshalb nicht positiv entwickeln konnten, oder ob die Formulierung Friedrichs, dass Anton sich durch sein Ausbleiben Nachteile in Bezug auf das Gut einhandeln würde, als Drohung fungiert, kann nicht bestimmt werden. Jedenfalls ist von einem bemerkenswerten Besitz auszugehen, was der Formulierung «dess du nun von Gots Gnaden nun vill hast» zu entnehmen ist.

Der familiäre Besitz war für Friedrich ein Mitargument, den verschwenderischen Lebensstil Antons zu kritisieren. Das «houptguott» schien alle etwas anzugehen und somit unterlag auch jeder Beteiligte der Pflicht, dieses nicht zu schmälern. Selbstverständlich darf die Debatte um familiären Besitz nicht isoliert abgehandelt werden, auch darf nicht ausgeblendet werden, dass Friedrich in denselben Briefen von Ruf und Ehre, von der Strafe Gottes und von brüderlicher Loyalität spricht. Deshalb wird das Gut in diesem Kontext und in Bezug auf zwischenbrüderliche Beziehungsmuster zu einem späteren Zeitpunkt nochmals aufgegriffen.[247] An dieser Stelle gilt es das Gut als familiären Besitz, welcher vielleicht gar lokalisierbar ist und welchem somit nicht eine liquide Mobilität im Sinne eines Flusses zugesprochen werden kann, als ein nicht weniger verbindendes Element zu verstehen als die vorher aufgeführten Güterflüsse. Und obwohl selber wohl eher statisch und fest, so passt die Bezeichnung des Güterflusses auch hier in einer übertragenen und einer konkreten Hinsicht.

242 StAGR D II a 1.20b 1.

243 StAGR D II a 1.14a r.

244 Dem Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens zufolge wurde das Blut von Ziegen- und Steinböcken für medizinische Zwecke genutzt, vgl. Hoffmann-Krayer, Eduard/Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I–X, Berlin 1927–1942, Bd. IX, s. Ziegenbock.

245 Ein Brief vom 15. Dez. 1549, zitiert nach: Vischer 1952, S. 355.

246 StAGR D II a 1.17a 1f.

247 Vgl. Kapitel 4.2.2.

Erstens verflüssigt die sich im Schreibfluss geäusserte Debatte über das statische Gut dieses selbst zu einem beweglichen und beziehungschaffenden Element. Zweitens gilt es zu bedenken, dass sich der familiäre Besitz wohl durchaus verflüssigen lässt und zwar in Form von Geld, dessen Zirkulation nun untersucht werden soll.

3.2.2 Geldflüsse

Die weiter oben fehlende Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung in Bezug auf Geschenke und Güteraustausch wird nun durch den Einsatz von Geld möglich gemacht. Sybille Krämer sieht deshalb im Kaufen und Verkaufen die Vermischung der Rollen des Gebenden und des Nehmenden und stellt fest, dass am Schluss des Handels keine Verpflichtungen zurückbleiben.[248] Den somit unverbindlichen Charakter des Geldes auch als sozial unverbindliches Element zu verstehen, wäre aber ein voreiliger Trugschluss. Besitz kann, wie schon gesagt wurde, verflüssigt und somit durch Geld aufgeteilt und übertragen werden. Wenn Geld in Bezug auf Besitz Verhältnisse umordnet und somit als «ein Mittler zwischen Personen»[249] figuriert, haftet ihm sofort wieder ein dadurch geschaffener sozialer Faktor an. Erneut kann dieser Mittler, wie es weiter oben schon für den Brief geltend gemacht worden ist, im Sinne Latours als handelndes Subjekt in Erscheinung treten. Durch die Umschichtungen, welche das Geld auslöst oder gar verursacht, werden Verbindungen hergestellt, getrennt und neue geschaffen. Das Geld als Mittel wird zum Akteur, welcher soziale Verbindungen organisiert.[250]

Die monetäre Debatte und die durch den Schreibfluss festgehaltene Protokollierung des Geldtransfers ist in den Briefen omnipräsent. In Anbetracht des stetigen Unterwegsseins der am Briefverkehr Beteiligten mag dies nicht erstaunen. Der folgende Quellenausschnitt stellt die Umständlichkeit dar, welche den Transfer von Geld damals prägte:

> «Wir hattenndt dem Cont Lori Loran geheyssenn, er sotte dir gelt gebenn, alss denn wurst bedurffenn. Unnd mir wottenndt im gelt hann geben, dass er es dir truoge. Aber er seytt, er wette dir sunst woll genn was du heyschenn wurst. Ich warte hie des geltz, das mir die herenn genn söllenn, dann es sölle alle tag khummen. Ich schick dir zweintzig gold cronen mitt miss. Stephan Somatza von Lugann, unseren guot frund. Schrib unns, wie vill geltz entlechnet heys von dem Conto Lori, das wir im es widergeben khönnendt. Unnd luog, dass du nüt sparest, das noturfftig syest.»[251]

Die Existenz des in Paris studierenden Johann Baptista war nur durch die Organisation von Geld durch seinen Bruder gesichert. So schickt Friedrich ihm mit dem vorliegenden Brief einen gewissen Betrag zu und weist ihn an, sich in Notfällen an den zumindest vorübergehend in Paris ansässigen Conte Lori Loran zu wenden, der allem Anschein nach ein vertrauter Bekannter war. Dieser würde ihm Geld leihen, das Friedrich jenem wieder zurückgeben würde. Friedrich ermahnt seinen Bruder des Weiteren zum sparsamen Umgang mit Geld, eine Aufforderung, welche in den Briefen oft vorkommt. Friedrich seinerseits wartete in Solothurn auf eine Auszahlung, welche ihm «die herren genn soellen». Ein Brief von Vater Rudolf an seinen Sohn in Paris berichtet Genaueres über diese Geldquelle in Solothurn:

> «Ich und Fridrich sint jetze gen Soliturn gesin py Friburg py denen franzosest herren und han mit conto Lori Loran geredt, das er dir gebe noch an xx krona, jetze x und uff ostra och x. Das hat er mir namli ferheyssen zuo thon des ich kein zvivel han.»[252]

Anscheinend bezogen Vater Rudolf und Friedrich von den «franzosest herren» Gelder, welche sie mindestens zu einem Teil nicht selbst einsteckten, sondern direkt dem in Paris weilenden Johann Baptista zukommen liessen. Die Verhandlungen darüber wurden dem Brief zufolge in Solothurn geführt, wo Vater Rudolf und Friedrich die Ambassadoren Frankreichs trafen. Rudolf von Salis kassierte folglich französische Gelder, obwohl dies der Pensionenbrief von 1500 für Privat- und Amtspersonen verboten hatte.[253]. Welche konkreten Leistungen Vater Rudolf, der als Oberst in französischen Diensten gewirkt hatte, zu diesem Zeitpunkt auch immer für Frankreich erbracht haben mag, klar ist, dass er davon profitierte und er zumindest einen Teil dieser Gelder für den in Paris studierenden Sohn einsetzte.[254]

Ohne nun die Geschichte des Bündner Söldnerwesens weiter zu verfolgen[255] erscheint mir die Nähe der

248 Krämer 2008, S. 161.
249 Ebd., S. 162f.
250 Vgl. Latour 2007, S. 76–109 sowie Serres 1981.
251 StAGR D II a 1.3a 1.
252 StAGR D II a 1.2 r.
253 Bundi 2000, S. 183–185.
254 Vischer 1952, S. 330.
255 Mehr dazu vgl. Bundi 1998 sowie Ders. 2000.

militärisch-monetären Absichten und der bildungspolitischen Überlegungen interessant. Ausserdem fällt auf, dass in Geldflüssen weitere, nicht familiäre Personen involviert sind, wie es der zweimalig vorkommende Name, der sich in seiner abgeänderten Form wahrscheinlich auf dieselbe Person bezieht, beweist. Dieser Loran fungierte nicht nur als Gläubiger und Schuldner, wie es dem Brief von Friedrich zu entnehmen ist. Er wurde von Vater Rudolf gar beauftragt, seinem Sohn Geld in Raten abzugeben. So schreibt dieser nämlich am 23. November, dass Johann Baptista jetzt zehn Kronen und dann an Ostern nochmals den gleichen Betrag empfangen solle. Vater Rudolf informiert seinen Sohn nicht nur über den Vorgang des Geldflusses, sondern äussert ihm gegenüber auch die Anweisungen, welche er Loran gegeben hat. Einerseits wird Johann Baptista durch diesen Brief berechtigt, das versprochene Geld einzuziehen, andererseits wahrt der Vater somit eine gewisse Kontrolle über den Geldfluss, dessen Stärke er selber verhandelte und regulierte. Durch eine Auszahlung, welche ratenweise und unter direktem Einfluss des Vaters stattfand, wurde auch eine soziale Kontrolle ausgeübt. Johann Baptista konnte nicht nach eigenem Gutdünken über Geld verfügen, er musste haushälterisch damit umgehen, und zwar in einem vom Vater festgelegten Rahmen.

Rudolf, ein Bruder Friedrichs, schickte am 20. Juli 1545 einen Brief an den Vater, an seine Ehefrau und seine Brüder, in welchem er von einem grauenvollen Kriegsalltag berichtet. So schreibt er von einer «mechtig böss zitt [...] und alle zitt mitt hunger und turst», er erzählt, dass er «sin wallachenn verlorenn» habe, dass ihm sein «blunder gestollenn» worden sei und dass ihm die Hauptleute ungünstig gesinnt seien.[256] Obwohl seine Lage äusserst bedrohlich wirkt, schickte Rudolf mit seinem Brief viel Geld mit, welches er folgendermassen zwischen verschiedenen Personen aufzuteilen wünschte:

> «Ich schicke ouch 50 goltt kronen, die hab ich ain taill aussgellichen [...]. Mitt dennen 50 kronen tuott wie es euch guott bedunck. Nement jer min vatter dar fonn wass eüch guott bedunkckt. Und den gebendt mainem lieben bruoder Kasper auch darfon wass er will, dan er hatt sich also bruoderlich mitt mier gehaltten, das ich es nitt lichlich vergessenn will und die andern bruoderenn auch. Gott tanck innen allen. Mer von dennen kronnen gebentt derren Anneva 10 Δ und cr. 30[257], so ist sy auch bezaltt und fill krieg gestillett, basta. Mer gebentt mainem fetter Ser Fadrig Ser Duss auch 2 Δ sonen das er mier gellichenn hatt, do ich hinweg kommen pin. Mitt dem uberig gebendt mainer haussfrow und das sy es brauche noch irren notturff.»[258]

Obwohl Rudolf zu dieser Zeit schon verheiratet und somit nicht mehr in jugendlichem Alter war[259], übergibt er sein Geld als Erstgenanntem seinem Vater. Diesen weist Rudolf an, davon zu nehmen, was ihn gut dünke. Gleich nach dem Vater erwähnt Rudolf seine Brüder, allen voran Caspar, der sich «also bruoderlich» verhalten habe und dem Rudolf nun durch eine Geldüberweisung dafür danken will. Als nächstes nennt Rudolf konkrete Beträge, welche an eine gewisse Anneva und an seinen Vetter Fadrig ausbezahlt werden sollen. Ersterer möchte Rudolf Geld geben, damit «krieg gestillett» sei, letzterem gibt Rudolf einen geliehenen Betrag zurück. Und dann, als letzte, nennt Rudolf seine Ehefrau, die vom geschickten Geld auch etwas erhalten würde. Wie viel das sein soll, legt er in die Hände seines Vaters und seiner Brüder. Der konkrete Betrag, der an Rudolfs Ehefrau zu «irren notturff» gehen sollte, hing also vom Gutdünken des Vaters und der Brüder ab.

Geld wurde durchaus als Mittel einer Gegenleistung begriffen, was nicht nur die konkret genannten Beträge zeigen, sondern auch die Begründung Rudolfs, warum er Caspar besonders berücksichtigen wolle. Die Formulierung, dass dieser sich «also bruoderlich» benommen habe, lässt für dessen Tat dieselbe *regio dissimilitudinis* offen, wie es weiter oben für eine Gegenleistung in Frage gekommen ist. Im vorliegenden Fall bleibt die Leistung unbekannt, während sich die Gegenleistung in Form von Geld manifestiert. Somit kann Geld dieselbe Rolle wie ein Gut übernehmen.

Erneut fällt die dominante Rolle des Vaters auf, wenn es um monetäre Angelegenheiten geht. Die Tatsache, dass Rudolf in Bezug auf die Geldverteilung an seinen Vater und seine Brüder keine Beträge nennt, erhärtet den Verdacht, dass die Familienmitglieder alle in dieselbe Tasche wirtschafteten. Innerhalb dieser Einheitskasse galt es aber mit Sicherheit auch zu differieren, ansonsten würde die besondere Berücksichtigung Caspars im vorliegenden Brief keinen Sinn ergeben.

Rudolfs Frau wird in Bezug auf die Geldflüsse eine passive Rolle zugeschrieben, ähnlich erging es wohl den

256 StAGR D II a 1.13a 1.

257 Wahrscheinlich Kronen und Kreuzer.

258 StAGR D II a 1.13a 1ff.

259 Über das Geburtsjahr Rudolfs gibt es keine Angaben.

meisten Frauen. Ursina wurde in einem Brief von ihrem abwesenden Ehemann Friedrich immerhin angeleitet, Geld entgegenzunehmen und einige Zahlungen zu tätigen.[260]

Durch Kauf und Verkauf kann Geld eine grundsätzlich andere Rolle zugesprochen werden, als dass es Güter in dessen Transfer einnehmen. Die in den Briefen vorkommenden Geldflüsse berichten jedoch weniger von abgeschlossenen Geschäften, als dass sie eine weitere Komponente im Spiel von Leistung und Gegenleistung darstellen. So wird Geld verteilt, um Schulden und Gefallen zu begleichen. Die auffallende Dominanz des Vaters als «monetäre Verteilzentrale» manifestiert sich auch in Bezug auf eine soziale Kontrolle seiner Söhne, wie das Beispiel des Pariser Studenten zeigt. Interessant ist dabei, dass auch auf familienfremde Personen zurückgegriffen wurde, um Kontrolle auszuüben. Eine wichtige Geldquelle lag unbestritten bei den Pensionsgeldern, mal bleiben die Gegenleistungen dafür im Verborgenen, mal offenbaren sich diese als Lohn für Kriegsdienste.

3.3 Informationsflüsse

3.3.1 Interaktionsfelder

Obwohl Informationsflüsse erst jetzt genauer untersucht werden sollen, wurden sie wegen der Vermengung der verschiedenen Flüsse untereinander schon oft angesprochen. So wird hier von der schon besprochenen Tatsache ausgegangen, dass Schrift als Träger von Information fungiert. Ob bei der Mitteilung des eigenen Wohlergehens, ob beim Güteraustausch in Form des «Lieferscheins» oder bei der in Bezug auf Geldflüsse verbalisierten Proportionierung von Beträgen: Inhaltlich muss der Informationsfluss unbedingt pluralistisch verstanden werden. Diesem Umstand wurde, wie es die hier verkürzt resümierte Aufzählung zeigt, jedoch schon Rechnung getragen. Was in der Folge besonders interessiert, sind nicht Inhalte, sondern Interaktionsfelder, welche durch Informationsflüsse erschlossen wurden.

Im folgenden Quellenausschnitt lösen sich Berichte über das Zeitgeschehen mit dem Austausch von Neuigkeiten über gemeinsame Bekannte sowie über einen Bruder ab:

> «Nüwer zittung ist gantz und gar nütt verhanden, vorab uss franckrich weysst man nütt. Desshalben ich dir ouch nütt zu schriben khan. Die knechten[261], die uss Pemont khommen, sindt nachzuo all kranck. Zorss Ser Antönj und Coradin de Feytz ligendt ouch, wan sy die fieber haben. Unser Casper were gern by dir dinnen, loss unss wüssen, was wir darmitt zethundt haben. Hiermitt was dir lieb ist. Datum utsupra. Il conte Camillo de Sesso è passato avanti a 3 giorni per qua verso Francia.»[262]

Johann Baptista wird über den Wunsch Caspars unterrichtet, der gerne zu ihm kommen würde. Weiter informiert Friedrich seinen Bruder Johann Baptista, welcher zu dieser Zeit im Norden Italiens weilt, darüber, dass er aus Frankreich keine Neuigkeiten zu berichten habe. Dafür weiss Friedrich, dass die aus dem Piemont stammenden Männer erkrankt sind. Die, wie weiter oben argumentiert wurde, wahrscheinlich später eingetragene Information über den vorbeiziehenden Grafen Camillo de Sesso gilt es ebenfalls als Bericht über gerade aktuelle Ereignisse zu verstehen.

Die fehlende «nüwe zittung» ist insofern interessant, als dass von einer Neugierde in Bezug auf ein grossräumigeres Weltgeschehen auszugehen ist. Die Informationen über politisch-militärische Themen können auch als Frühform eines heute durch die Zeitung freigelegten Informationsflusses gedeutet werden. Schon Georg Steinhausen beobachtete das Weiterreichen und Vorlesen von derartigen Nachrichten, ein Hinweis, der des Öftern aufgenommen und erläutert worden ist.[263] Für das Interesse an solcherlei Neuigkeiten seitens der Brüder spricht auch der folgende Brief, den Friedrich an Caspar schickt:

> «Nuwer zittung ist alhie, das der türck an Sant Peterss tag nächst verschinen, sich umb raub hatt gesehen lossen, und mitt ettlich vill tausent umbhär gstraifft. Wiewoll ettlich machent disse nüwe zeitung schwerer, ettlich leichter. Ich mag aber glouben ess sig wenig dran, wan hie thuott man nichts zum krieg, das ich sehen mög.»[264]

Vielleicht ist hier noch anzumerken, dass Friedrich diese Worte in Wien an den sich ebenfalls im Habsburgerreich aufhaltenden Caspar schrieb.[265] Doch da beide

260 StAGR D II a 1.20b 1, zur Rolle der Frau vgl. Kapitel 4.3.
261 Idiotikon III, Sp. 721: Chnëcht: Kriegsknecht, Söldner, Soldat.
262 StAGR D II a 1.12a.
263 Steinhausen 1889–1891, Teil 1, S. 130f und Teuscher 1997, S. 367.
264 StAGR D II a 2.4p 4.
265 Zum Verhältnis des Habsburgischen zum Osmanischen Reich vgl. Matschke Klaus-Peter: Das Kreuz und der Halbmond. Die Geschichte der Türkenkriege, Düsseldorf und Zürich 2004.

nicht in diese Kriegsgeschäfte involviert waren, sondern zu diesem Zeitpunkt dem Erbe Antons nachgingen, kann nicht von einer unmittelbaren Betroffenheit ausgegangen werden. Somit ähnelt diese Neuigkeit durchaus solchen, welche heute durch eine Zeitung verbreitet werden, und beiden eilt eine Neugierde voraus, welche Lektüre und Weitergabe begünstigt. Informationen wurden nicht nur aufgenommen und weitergegeben, sie wurden auch kritisch kommentiert. So fällt Friedrichs objektive Haltung auf, welche durch sein Abwägen zur Geltung kommt, dass «ettlich [...] disse nüwe zeitung schwerer, ettlich leichter» machen würden. Auch teilt er Caspar seine eigene Meinung mit, nämlich dass er denke «ess sig wenig dran». Das Bewusstsein, dass Neuigkeiten sich oft mit den Interpretationen der Überbringer vermischten und man sich daraus ein eigenes Bild machen musste, erinnert erneut an den Umgang mit der späteren Zeitungslektüre. Derartige Informationsflüsse bewegten sich aus purer Neugierde und einem dieser zugrundeliegenden Interesse. Da die Informationsträger nicht unbedingt in deren Inhalt verstrickt waren, floss der Strom abseits von unmittelbaren Interaktionsfeldern.

Anders verhielt es sich mit der folgenden Nachricht, in welcher Rudolf in einem Brief aus dem Krieg über die guten Einnahmen von Bekannten berichtet:

> «Der Amma Petter Martin von Zutz son ist auch hie ein kriess man. Pastiany Piranna ist auch hie und schafft woll sin sach er württe und mexett[266] und fill für geschlagen er württ geltt haim schickenn. Das main folg luogen das sy inzichen mogen.»[267]

Rudolf leitet die Nachricht über den finanziellen Gewinn eines Kriegskumpanen mit seinem Brief ins Bergell weiter, auf dass jene dort diesem Erfolg entsprechend handeln. Dieser Information haftet ein performativer Charakter an: durch ihre Weitergabe werden die Verdienenden gezwungen, Abgaben zu bezahlen. Interessant ist natürlich auch die Bemerkung von Rudolf, dass «main folg [...] inzichen mögen». Anscheinend hatten die erwähnten Kriegsmänner eine Verbindung zu Rudolfs «folg», welche sie verpflichtete, für ihre eigenen Kriegsverdienste Abgaben an jene zu leisten. Solche Informationen waren für das Heischen der so verdienten Gelder unverzichtbar, daher stellt sich die Frage, ob Rudolf in erster Linie als Söldner in den Krieg gezogen war oder eben als Informant, welcher die Einkünfte des Söldnergeschäftes durch solche Notizen sicherte. Im selben Brief haftet Rudolfs Sätzen jedoch nicht nur eine anklagende und somit zur Zahlung verpflichtende Performativität an, sondern auch eine rechtfertigende und dadurch entlastende, wie der folgende Ausschnitt zeigt:

> «Ser Zackarias londt aüch und sain folck fast grüssenn und sy sollend sainy kainn sorg haben und nitt wunder nemen, ob er schon kain gelt nitt hatt haim geschickt. Er hatt müssen ein ross und einen Harnest bezallenn.»[268]

Informationen aus dem Krieg hatten die essenzielle Bedeutung, dass durch ihre Verbalisierung Zahlungen ausgelöst oder Erwartungen daran geschmälert wurden. Kamen sie nicht an, wurde durch Unwissenheit Verdacht und Irrtum generiert. Selbstverständlich ist an dieser Stelle erneut die Verquickung von Informations- und Geldfluss festzuhalten. In Bezug auf interagierende Felder verbindet das erste Beispiel Parteien, welche anscheinend durch einen Geldfluss miteinander verbunden sind. Briefschreiber und Absender gehörten zur einen Partei, welche in Bezug auf eine andere Partei Informationen austauscht. Im zweiten Beispiel leitet der Briefschreibende eine Rechtfertigung weiter, welche weder ihn selber noch den Empfänger betreffen. Die am Briefverkehr Beteiligten gehören also nicht zum skizzierten Interaktionsfeld. In diesem Fall nehmen Absender und Empfänger des Briefes die Rolle des Dritten ein, welcher zwei weitere Parteien miteinander verbindet.

Diese Rolle des Informanten übernahmen aber nicht nur die Brüder, auch Nachbarn und Bekannte trugen Neuigkeiten in Bezug auf Familienmitglieder zu eben diesen. So schreibt Friedrich seinem Bruder Anton nach Innsbruck:

> «[...] hie ist das gschrey du habest dunden by dir zwo metzen[269] darzuo 2 oder 3 banckertt[270] mitt wellichen du nitt minder haimist husest allss obss din eelich wib und kindt were.»[271]

Friedrich hörte also von anderen, dass sein Bruder ein für ihn unehrenhaftes Leben führte und warf ihm dies in den weiteren Zeilen auch vor. Bekannte in der Ferne wurden nicht minder als Informationsquelle in Bezug auf Verwandte genutzt, als dies umgekehrt der Fall war. So wurde ein Netz generiert, in welchem Bekann-

266 Idiotikon IV, Sp. 625: mexen: Blut vergiessen, niedermetzeln.
267 StAGR D II a 1.13a 2.
268 StAGR D II a 1.13a 3.
269 Lexer 1992, S. 139: metze: Hure.
270 Lexer 1992, S. 9: banchart: Bastard.
271 Ein Brief vom 15. Dez. 1549, zitiert nach: Vischer, 1952, S. 355.

ten und Verwandten dieselbe Rolle zukam. Selbstverständlich konnte dies für die Betroffenen unangenehm sein, wie beispielsweise für Anton, der sich wegen dem «gschrey» Vorwürfe seines Bruders anhören musste. Während beim Beispiel von Anton der Ursprung der Information anonym gehandhabt wird, deutet der folgende Ausschnitt eines Briefes von Friedrich an den in Paris weilenden Johann Baptista auf einen Informanten hin. Die Neuigkeit, welche Friedrich Anton Stupan ausrichten lässt, ist zwar bloss die des Wohlergehens seiner Angehörigen, es ist aber sehr wohl davon auszugehen, dass Anton auch für weitere Informationen, in welche Richtung auch immer, als Mittler fungieren konnte.

> «Der vatter unnd die muotter lonnd dich vast grüssenn unnd sag dem Antonio Stupen wie sinn folck alss frisch unnd gsunndt sye, unnd grüss in ze tusentmalenn. Ich danck im ouch das er dir das best thuott.» [272]

Gemeinsame Bekannte, welche sich in der Nähe eines geografisch entfernten Verwandten aufhielten, konnten als Informationsvermittler fungieren. Über sie gelangten Nachrichten in beide Richtungen, dadurch stellten sie eine unverzichtbare Mittlerrolle zwischen Brüdern dar. In welcher Form auch immer Neuigkeiten zum einen oder andern gelangten, sei es durch einen Brief oder durch ein «gschrey», sie generierten von aussen her ein innerfamiliäres Interaktionsfeld. Ein gemeinsamer Bekanntenkreis gilt es als weiteres Bindeglied unter Brüdern sowie zum Vater zu verstehen.

Der Kontakt zu Anton Stupan wurde, am obigen Beispiel von Friedrich und im nächsten Beispiel von Vater Rudolf, unter anderem durch Grüsse aufrechterhalten.

> «Und grütz mir fast din trüwel gsel Anthoni Stupa von minetvegen, und uss god daheimat fast woll.» [273]

Grüsse generierten also Kontakt von Getrennten und konstruierten eine Präsenz des Abwesenden. Diese Distanz überwindende Eigenschaft hatte der Gruss jedoch nur inne, wenn ihm Rechnung getragen wurde, beziehungsweise wenn er ausgerichtet wurde. In Anknüpfung an die weiter oben untermauerte Annahme, dass Briefe herumgereicht wurden, kann jedoch durchaus auch vermutet werden, dass der Gegrüsste den Brief anschaute und in eigenen Händen hielt. Falls Anton die Formulierungen des Dankes und die sich auf ihn beziehende Benennung «trüwel gsel» gelesen hatte, so war er plötzlich mittendrin im Spiel von Leistung und Gegenleistung und verpflichtete sich den Angehörigen seines Kollegen durch die hohe Anerkennung, welche diese ihm entgegenbrachten.

Zusammenfassend muss nochmals betont werden, dass hier unter «Informationen» schlicht neue Botschaften in mündlicher oder schriftlicher Form verstanden werden. Zuerst konnte eine Neugierde in Bezug auf ein «Ausserhalb» beobachtet werden, welche Nachrichten generierte, die im Austausch und im Inhalt an die spätere Zeitung erinnern. Dieser Informationsfluss fand abseits von den die Neuigkeiten betreffenden Interaktionsfeldern statt. Informationen, welche von anderen handelten und für die am Briefwechsel Beteiligten relevant waren, begünstigten zwischen Absender und Empfänger eine Interessengemeinschaft. Doch auch diese können, wie gezeigt wurde, die Rolle des Dritten einnehmen und Aussenstehende miteinander in eine Relation bringen. Umgekehrt haftet gemeinsam Bekannten die Rolle der vermittelnden Instanz an. Grüsse fungierten in ihrem Wesen als kurzlebige Interaktion, nicht nur als kurzzeitig verbindendes Element. Sie begünstigten auch die Aufrechterhaltung eines Interaktionsraumes, von welchem man sich Informationen erhoffen durfte. In diesem Sinne wurde ein Netz generiert, in welchem Neuigkeiten kreuz und quer ausgetauscht und Abhängigkeiten zueinander geschaffen wurden sowie soziale Kontrolle dauerhaft möglich wurde.

3.3.2 Übertragungsvorgänge: Post und Boten

In Bezug auf das Erschaffen und das Aufrechterhalten eines Netzwerkes ist der Übertragung an sich ein zentraler Stellenwert einzuräumen. Nicht nur Grüsse waren auf ihr Ausrichten angewiesen, genauso war für Briefe ihre Weiterleitung zentral. Somit nähern wir uns einem äusserst wichtigen Themenkomplex: der Briefbeförderung. Diesbezüglich erscheint ein Brief von Friedrich aus Wien an seinen Bruder Caspar «zu der Leitzsch oder wo er sein wird in Zipsz» [274] interessant. Dem Erbe des verstorbenen Bruders Anton auf der Spur, befinden sich die beiden in einer nicht ganz ungefährlichen Mission, was dem Brief von Friedrich zu entnehmen ist:

272 StAGR D II a 1.3a 2.
273 StAGR D II a 1.2 r.
274 StAGR D II a 2.4x 4.

«Mille saluti et conforti a te Caspare fratello mio charissimo. Io ti ho gia per le poste scritto 5 over 6 volte. Et se tu hai ricevuto le mie lettere credo che ti haveranno giovato qualche cosa.»[275]

Bloss implizit drückt Friedrich aus, dass er es in Betracht zieht, dass seine Briefe eventuell nicht angekommen sind. Auch erwähnt er die Anzahl der schon zugeschickten Briefe, eine Information, welche nicht nötig wäre, wenn sich Friedrich der Zustellung der Briefe sicher wäre. Interessanterweise handelt es sich bei einer derartigen Formulierung um eine Ausnahme. Dem Umstand, dass der Brief durch Fremdeinwirkung vom rechten Weg abkommen könnte, wurde in den Briefen selten Rechnung getragen.[276] Genau diese Beobachtung erstaunt angesichts der langen Transportwege nicht wenig. Esther-Beate Körber benennt mit schlechten Strassen, wetterbedingten Einflüssen und den unregelmässigen Beförderungen nur einige Gründe, warum Briefe nicht immer ankamen.[277] Wer aber war für den Brieftransport verantwortlich? Der intensive Briefwechsel, welcher im Sommer 1558 die dem Erbe Antons nachgehenden Brüder Caspar und Friedrich verband, wurde vor allem durch die Post transportiert. Dies beweisen mehrere Nennungen derselben:

«Lieber Caspar, uff disse stund, so ich die brieff uff der post gib, bin ich by dem herren Gerschacher gewesen, und aber mitt im geredt unserss handelss halben.»[278]

«Loss mich durch die post uffs beldest wüssen, wie alle dingen standendt.»[279]

«Schrib mir uffs beldest uff der post wie du alless habest befunden.»[280]

Anscheinend war, zumindest für einige geografische Bereiche, die in der Folge noch zu erläuternde Einrichtung der Post für den Brieftransport zuständig. Gemäss Wolfgang Behringer galt die Post zu dieser Zeit als eine durchaus funktionierende Institution. In seinem Buch «Thurn und Taxis» widmet er sich der Entstehung und der Entwicklung des Postwesens. Noch als Familienunternehmen florierte das Taxis'sche Postwesen ein erstes Mal zur Zeit Kaiser Karls V. (1519–1557). Durch den Einsatz einer Kette von Überbringern konnten längere Distanzen schneller bewältigt werden als durch einen einzigen Boten. Diese Praxis ging gemäss Behringer mit der gesteigerten Erwartung von Briefschreibenden an eine regelmässige Korrespondenz einher.[281]

Für den vorliegenden Quellenbestand ist nun aber davon auszugehen, dass diese Art des Brieftransfers eher ungewöhnlich war. Betrachtet man nämlich die von Behringer festgehaltenen Hauptlinien der Taxis-Post[282], so bewegten sich die Brüder mit Ausnahme Antons deutlich in südwestlicheren Gefilden und kannten die Post wahrscheinlich nicht so gut. So stammt denn die im Quellenbestand erste Erwähnung der Post auch aus einem von Anton stammenden Schreiben aus dem Jahre 1550.[283] Für die Annahme, dass die Post das für die vorliegenden Briefe eher ungewöhnliche Transportmittel darstellte, spricht auch die überpräsente Erwähnung derselben in den Briefen des Sommers 1558. Wären sich Caspar und Friedrich den Brieftransfer durch die Post gewohnt gewesen, hätten sie diese wohl kaum in fast jedem Brief festgehalten. Weit häufiger als durch die Post wurden die vorliegenden Briefe durch Boten überbracht. Diese Figur, ihre Tätigkeit und Bedeutung im Hinblick auf die Botschaft selber verdient eine etwas ausführlichere Betrachtung.

Die Figur des Boten ist nun nicht bloss als selbsterklärender Topos abzuhandeln, es muss ihr angesichts der ausführlichen Forschungsdebatte etwas Raum gegeben werden. Georg Steinhausen unterscheidet im Vorwort seiner ausführlichen Untersuchung zum deutschen Brief die äussere und die innere Seite des Briefverkehrs. Unter ersterer versteht er die Beförderung des Briefes, seine Form sowie die Formelhaftigkeit der Sprache, wobei er anmerkt, dass «das Boten- und Beförderungswesen [...] oft geschildert worden» sei.[284] Wohl deshalb widmet er seine Untersuchung der von ihm benannten inneren Seite des Briefverkehrs, dem Brief «als Mittel

275 StAGR D II A 2.4x 1, Übersetzung d. V.: «Tausend Grüsse und Stärkung an dich Caspar mein liebster Bruder. Ich habe dir schon fünf oder sechs mal durch die Post geschrieben. Und wenn du meine Briefe erhalten hast, dann glaube ich, dass sie dir etwas genützt haben.»

276 Eine Ausnahme bildet ein Brief an Friedrich, in dem Anton den Vorwurf des Nichtschreibens mit der Begründung abweist, dass der Weg lang sei und seine Briefe wohl abhanden gekommen seien, vgl. StAGR D II a 1.25b.

277 Vgl. Körber 1997, S. 244ff.

278 StAGR D II a 2.4ff 1.

279 StAGR D II a 2.4q r.

280 StAGR D II a 2.4p 3.

281 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Behringer, Wolfgang: Thurn und Taxis. Die Geschichte ihrer Post und ihrer Unternehmen, München 1990, S. 7–52.

282 Ebd., S. 37.

283 StAGR D II a 1.17b 2f.

284 Steinhausen 1889–1891, Vorwort, S. III.

der Verständigung zwischen Abwesenden».[285] Gewinnbringend ist meiner Meinung nach jedoch das methodische Vorgehen, diese beiden Herangehensweisen nicht als diametrale Gegensätze zu verstehen, sondern die Beförderung der Botschaft selber auch als Teil der Kommunikation zu verstehen. Betrachtet man den Boten als Mittler und somit als Medium, so gilt es seinen Einfluss auf die durch den Brief geschaffene Kommunikation zu prüfen. Die Figur des Übermittlers interessiert also als Instanz, welche zwischen Gespräch und Schriftlichkeit eine Nachricht verkörpert.[286]

Ein detailliertes Botenmodell entwirft Sybille Krämer. Sie schreibt dem Boten fünf Attribute zu: Distanz, Heteronomie, Drittheit, Materialität als Verkörperung und Indifferenz. Distanz prägt die durch den Boten ermöglichte Kommunikation. Weil der Bote in fremdem Auftrag handelt, bezeichnet sie ihn als heteronom. Als Drittheit ermöglicht der Bote laut Krämer eine soziale Beziehung, weil er in seiner Mittlerstellung zwischen Absender und Adressat Relation ermöglicht. Der Überbringer verkörpert nicht nur die Botschaft, die Nachricht wird durch ihn auch wieder geäussert und somit exkorporiert. Schliesslich betont Krämer die neutrale indifferente Haltung des Zeichenträgers gegenüber der Nachricht selber.[287] Dieses Botenmodell soll nun mit historischen Momenten des Quellenbestands konfrontiert werden. Neben der Erprobung des Modells in Bezug auf den Übertragungsvorgang interessiert auch, welche Personen die Rolle des Boten übernahmen und in welchem Verhältnis diese zu ihren Auftraggebenden standen.

Boten sind nicht nur die aus der heutigen Perspektive unsichtbare Trägerhand, sie finden im Brief selber des Öfteren ihren Niederschlag. In diesem Sinn sind in den Schreiben Überbringer vermerkt, welche vom Absender angestellt waren. So verschickte Johann Baptista seine Briefe mit einem eigenen Boten, wie dem folgenden Brief zu entnehmen ist:

> «Brüderliche trew und was ich guots vermag zuo voran, lieber bruoder Hans Baptist. Sonderlich hatt mich din schriben unserm vattern, durch den Cento, dinen botten, zuogsant, erfröwt. [...] Ess ist mir vast lieb das du den Cento by dir hast, wan ess ist ein verstendiger finer jungling, und hoffen, du werdest an jm woll versorgett sin. Joch[288] hast du nitt zuo entsitzen[289] das er dir etwan, wie ander dine knechten[290] gethon habendt, entlouffe. Hierumb von diness nutzess wegen, raten ich dir, du lossest jn nitt von handen, und thuo jm ouch das er billich by dir beliben möge. Warlich er fröwt sich vast, das er by dir sin soll, und hatt dir ein trüwen willen, darumb thuo jm das best, wan du thuost darmitt ouch ein almuosen.»[291]

Friedrich schreibt an Johann Baptista, dass der Bote Cento nicht weglaufen werde, wie es «ander dine knechten gethon habendt». Mit diesen Worten zählt Friedrich diesen zu den Bediensteten und es ist davon auszugehen, dass Cento, der über längere Zeit bei Johann Baptista blieb, vielleicht nicht nur Botengänge, sondern auch andere Dienste verrichtet hat. Friedrich schreibt, Cento sei ein «verstendiger finer jüngling», betont dessen «trüwen willen» und weist Johann Baptista an, ihn gut zu behandeln. Eine gewisse Loyalität im Umgang mit Boten war also gewiss nicht nachteilig. Friedrichs Worte, dass Johann Baptista damit auch ein «almuosen» tue, sowie die von ihm erwähnte Vorfreude des Jungen deuten auf eine weniger privilegierte Herkunft des Boten hin, sodass dieser seine neue Aufgabe als Chance wahrnahm. Die Tatsache, dass Cento eineinhalb Jahre später mit dem Auftrag, «stainbockbluot»[292] zu holen ins Engadin geschickt wurde, beweist dessen dauerhaften Dienst für Johann Baptista.

Doch nicht nur Angestellte führten Botengänge aus, auch Familienangehörige übernahmen diesen Dienst, wie das folgende Beispiel zeigt:

> «Io non sò se mio fratello Antonio vorrà venir dentro. Ma se lui venisse, potrebbe egli apportare l'urina. Et dove non venghi, mandarai il nostro Hanso con tutto.»[293]

Friedrich bittet seine Frau Ursina, ihm ihren Urin zukommen zu lassen, damit er, wie er weiter oben im Brief sagt, damit ärztlichen Rat einholen kann. In erster Linie erwähnt Friedrich den Bruder Anton als möglichen

285 Ebd.

286 In diesem Sinne stand der «Bote» an einer Tagung im Zentrum, welche den Sammelband «Gespräche – Boten – Briefe» hervorbrachte. Vgl. Wenzel, Horst (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997 (Philologische Studien und Quellen 143).

287 Krämer 2008, S. 110–119.

288 Lexer 1992, S. 102: joch: und auch.

289 Lexer 1992, S. 41: entsitzen: fürchten.

290 Idiotikon III, Sp. 721: Chnëcht: Person männl. Geschlechts in dienender Stellung.

291 StAGR D II a 1.12a 1.

292 StAGR D II a 1.14a r.

293 StAGR D II a 1.20b 1, Übersetzung d. V.: «Ich weiss nicht, ob mein Bruder Anton hineinkommen will. Aber wenn er kommen sollte, könnte er den Urin bringen. Und falls er nicht kommt, schickst du unseren Hans damit.»

Überbringer. Falls dieser jedoch nicht dort wäre, solle Ursina «il nostro Hanso» schicken. Bei Hanso handelt es sich der Bezeichnung zufolge höchstwahrscheinlich um einen Angestellten, der für solche Botendienste bezahlt wurde. Ihren eigenen Urin zu versenden, könnte Ursina etwas unangenehm gewesen sein. Dies lässt zumindest Friedrichs Formulierung «non sia renitente»[294] vermuten. Hatte die von Friedrich vorgeschlagene Wahl des Boten etwas mit der intimen «Ware» zu tun? Wurden je nach transferiertem Gut andere Boten gewählt? In diesem Fall gälte es das von Sybille Krämer vorgeschlagene Attribut der Indifferenz zu überdenken. Auch wenn sich der Bote gegenüber dem von ihm Transferierten gänzlich neutral verhalten hätte, so beweist die bedachte Wahl des Überbringers, dass die Kenntnis des Transfers dennoch eine Wechselwirkung im Zusammenspiel von Ware, Sender und Empfänger auslösen konnte. Vielleicht beweist dieses Beispiel jedoch auch bloss die Austauschbarkeit von Boten und unterstreicht dadurch gerade wieder seine neutrale Haltung gegenüber der von ihm transferierten Ware.

Das Schreiben, in welchem Friedrich Cento rühmt und ihn Johann Baptista empfiehlt, enthält neben dem Namen folgende Adresse: «[...] a Melano over dove sarà»[295]. Der den Brief abschickende Friedrich wusste also nicht genau, wo Johann Baptista sich aufhielt. Einen ähnlichen Zusatz schrieb Friedrich auf einen an seinen Bruder Caspar gerichteten Brief «in der Laytzsch [...] wo er sein wurd zuo erfragen»[296]. Diese ungenauen Adressen zeugen nicht nur von einer dauernden Mobilität des jeweiligen Briefempfängers, sondern auch von der mangelnden Kenntnis des Absenders über die Begebenheiten des Ankunftsortes. Allem Anschein nach gehörte es zu der Aufgabe des Boten, den Empfänger ausfindig zu machen. Gemäss Krämer verbindet der Bote Welten, welche in der Distanz voneinander entfernt sind. Damit ist nicht bloss der geografische Aspekt gemeint, sondern sie umfassen heterogene Verschiedenartigkeiten, von denen ungleiche Welten geprägt sind.[297] Damit der Bote überhaupt ein verbindendes Element sein kann, muss er sich in beiden Welten auskennen. Er ist verpflichtet, Absender zu besuchen und Empfänger ausfindig zu machen, muss sich also an soziokulturelle Gegebenheiten beiderseits anpassen und sich darin bewegen können. Nicht zu vergessen sind all die innerhalb der Distanz liegenden Grenz- und Stolpersteine. Ein Bote musste nicht nur ein guter Reiter sein, er hatte seine Route zu kennen, musste meist mehrsprachig sein und hatte sich an örtliche Gegebenheiten anzupassen. Wenn Krämer sagt: «Der Bote überbrückt Abstände, aber er beseitigt sie nicht»[298], so stimmt das zwar für die durch ihn verbundenen Personen. Indem der Bote selber sich in den Heterogenitäten zurechtfinden muss, wird er Teil von jeder einzelnen Welt. Somit beseitigt er die Abstände zwischen sich und der sich stets verändernden Aussenwelt sehr wohl.

Neben den festangestellten Boten, welche mindestens über eine gewisse Zeit lang für dieselbe Person Briefe beförderten, gibt es im Quellenbestand auch Hinweise auf Gelegenheitsbriefträger. In einem Schreiben an seine Frau Ursina kündet Friedrich das Ausbleiben weiterer Briefe für einige Tage mit der Begründung an, dass sie von der Strasse abzweigen und somit keinem Boten begegnen würden.

> «Hora hoggi, over domani andaremo verso Trahona, et può accader che non vi scriverò in alquanti giorni per esser fuori di strada di trovar messi infina che non saremo arrivati verso Tyrano. Allora vi farò di novo intendere come stia il fatto mio.»[299]

Anscheinend gab Friedrich seine Briefe unbekannten Personen mit, welche als Briefträger fungierten. Ob es sich dabei um Reisende handelte, denen es wenig Aufwand bereitete, einen Brief gegen ein Entgelt mitzunehmen, oder ob sich Personen eben als Boten anheuern liessen, lässt sich nicht sagen. In die Rolle des Gelegenheitsboten konnten auch Bekannte oder Männer mit Rang und Namen schlüpfen, wie die Notiz Friedrichs in einem Brief an seinen Bruder Caspar beweist:

> «Il latore della presente è il signor Colonello istesso.»[300]

---

294 Ebd., Übersetzung d. V.: «Sei nicht widerspenstig».

295 StAGR D II a 1.12a 4, Übersetzung d. V.: «in Mailand oder wo (immer) er sein wird.»

296 StAGR D II a 2.4ff 4.

297 Krämer 2008, S. 110.

298 Ebd., S. 111.

299 StAGR D II a 1.20a r, Übersetzung d. V.: «Nun heute oder morgen werden wir Richtung Trahona gehen und dann kann es geschehen, dass ich euch einige Tage nicht schreiben werde, da wir uns abseits der Strasse befinden und keine Boten finden, bis wir in Tirano ankommen. Dann werde ich euch erneut informieren, wie es um meine Sache steht.»

300 StAGR D II a 2.4aa r, Übersetzung d. V.: «Der Überbringer des Schreibens ist der Herr Oberst selber.»

Mathias Beer beobachtet in seinem Quellenbestand, dass auch die Gegenwart eines Boten und nicht bloss die Dringlichkeit einer Nachricht das Schreiben eines Briefes veranlassen konnte.[301] Fungierten Boten als Gelegenheitsdienstler, so hatte ihre An- oder eben Abwesenheit einen entscheidenden Einfluss auf den Briefverkehr. Dass seine Präsenz über die Existenz von Nachrichten entscheiden konnte, widerspricht dem von Krämer entworfenen Modell der Heteronomie. Zieht man die Praxis des Gelegenheitsboten auch in Betracht, so standen Bote, Sender und Empfänger gegenseitig in einem Abhängigkeitsverhältnis, dem sich keiner der drei entziehen konnte.

Während über die Bezahlung der festangestellten Boten aufgrund des Quellenbestands keine Aussagen gemacht werden können, gilt für die Gelegenheitsboten, dass grundsätzlich der Empfänger einer Nachricht bezahlt hat. Dies zeigt eine Quelle, in der Friedrich seine Frau Ursina explizit anweist, den Boten nicht zu bezahlen, weil er das selber machen wolle. Dies war möglich, weil der Träger mit dem verlangten Gefäss wieder zu Friedrich zurückkam. In erster Linie war also Ursina die Empfängerin, welche aber angewiesen wurde, nicht zu bezahlen. Die Aufgabe des Boten war nämlich erst erledigt, wenn er wieder bei Friedrich zurück war und jenem das gewünschte Gefäss überreichte:

> «Mandarai con esso Brodino una trinchetta la più granda che tu hai, perché gli ho commesso dove la debbi far impire di miglior aceto che hora non ti mando. [...] A Brodino non darai dinari nissuni perche voglio io far conto con lui et pagarlo. Item ben farai pesare il vino.»[302]

Bezahlt wurde also nach getaner Arbeit, was in Anbetracht der zum Teil unbekannten Boten und des damit verbundenen nötigen Misstrauens logisch erscheint. In diesem Sinne weist Friedrich seine Frau auch an, den Wein zu wägen. Problematisch könnte dieser Usus in finanzieller Hinsicht gewesen sein. Indem der Empfänger verpflichtet war, den Boten zu bezahlen, machte er sich zum Gläubiger des Absenders. Und schon ist, den Boten bloss als intersubjektives Element betrachtend, von Leistung und Gegenleistung und ihren weiter oben ausgeführten sozial verbindlichen Folgen die Rede.

Wenn Horst Wenzel in Bezug auf die Produktion und Rezeption von volkssprachlicher Literatur von einer «Bi-Medialität» spricht, in der ein «Nebeneinander von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, von körpergebundener und schriftgebundener Kommunikation» möglich ist,[303] so trifft das für die Beobachtungen in Bezug auf den vorliegenden Quellenbestand genauso zu. Dass mündliche Nachrichten über den Boten die schriftliche Kommunikation durch den Brief ergänzten, unterstreicht auch das folgende Beispiel.

> «Hoffen aber du sigest bass besint dan andermalen, und khommest also mitt unserm Rudolffen haim, dan ich in von desswegen zuo dir hinab han lossen khommen. Und ob dir anderss im sin lege, so wellest dich witter gegen mir nitt entschuldigen, wan ess unnotwendig ist. [...] Wie in anderen sachen alhie [...] wurdt dich Rudolff in allem verstendigen. [...] Den Rudolff loss dir bevolhen sin. Wurst woll von im verston, was im anglegen sig.»[304]

In diesem Brief aus dem Jahre 1550 bittet Friedrich seinen sich in Innsbruck aufhaltenden Bruder Anton inständig, zurückzukehren. Rudolf ist nicht bloss der Überbringer des vorliegenden Briefes. Aus den Zeilen ist nämlich auch zu entnehmen, dass ihm etwas «anglegen» sei und dass er Anton «verstendigen» soll. In Bezug auf den Inhalt dieser Botschaft gibt es zwei Möglichkeiten: In Anbetracht von Hartmut Hoffmanns These, dass im mittelalterlichen Brief Hauptsächliches mündlich ausgerichtet wurde und bloss weniger Wichtiges in schriftlicher Form niedergeschrieben wurde[305], handelt es sich hier beim schriftlichen Inhalt bloss um einen «Code» und die mündliche Nachricht aus Rudolfs Mund bleibt verborgen.

Vorliegend soll aber auch Simon Teuschers Beobachtung zum Botenwesen nichtadliger Gesellschaften beachtet werden. Teuscher erklärt die Tatsache, dass Steinhausen gerade im Hochadel emotionaler geprägte Briefe fand, damit, dass die differenzierte Aufgabenteilung unter den Angestellten und das daraus resultierende soziale Gefälle von Briefschreibenden und Boten zu einer erschwerten mündlichen Kommunikation von den am

301 Beer 1990, S. 119.

302 StAGR D II a 1.20c 1, Übersetzung d. V.: «Schicke mir mit diesem Brodino die grösste Trinkette (Gefäss), die du hast, denn ich habe hier besten Essig bestellt, welchen sie hier abfüllen, den ich dir jetzt nicht schicke. [...] An Brodino gibst du kein Geld, weil ich die Rechnung mit ihm machen will und ihn bezahle. Auch tust du gut daran, den Wein zu wägen.»

303 Wenzel 1997, Einleitung, S. 11.

304 StAGR D II a 1.17a 2 und 3.

305 Hoffmann, Hartmut: Zur mittelalterlichen Brieftechnik, in: Repgen, Konrad/Skalweit, Stephan (Hg.): Spiegel der Geschichte. Festgabe für Max Braubach zum 10. April 1964, Aschendorff 1964, S. 141–170, S. 145.

Briefwechsel Beteiligten durch den Boten führte.[306] In der vorliegenden Quelle jedoch scheinen Sender, Empfänger und Bote einander vertraut gewesen zu sein, was beispielsweise durch die Formulierung «unserm Rudolffen» zum Tragen kommt. Somit konnten sie sich durchaus auch mündlich über das verständigen, was heute eben «persönlich» wirkt.

In Anlehnung an diese Interpretation ist nun zu vermuten, dass Rudolfs mündliche Botschaft den schon sehr emotionalen schriftlichen Inhalt des Briefes repetitiv unterstreicht. Wahrscheinlicher ist diese Folgerung auch im Zusammenhang mit einer weiteren Funktion des Boten. Rudolf fungiert nämlich nicht nur als Briefträger und Überbringer einer mündlichen Nachricht, vielmehr inkorporiert er die abholende Instanz, wie es Friedrich mit den Worten «khommest also mitt unserm Rudolffen haim» unmissvertändlich mitteilt.

Wenzels «Bi-Medialität»[307], welche den fruchtbaren Ansatz für die vorliegende Beobachtung lieferte, muss somit durch eine «Tri-Medialität» präzisiert werden: Neben der schriftgebundenen Nachricht im Brief gibt es, wie Wenzel es festhält, die körpergebundene Mündlichkeit, welche es zu berücksichtigen gilt. Drittens fungiert hier der Bote als abholende Instanz, eine Aufgabe, welche mit der Körperlichkeit des Boten eins wird. Bedenken wir Sybille Krämers Modell in Bezug auf die «Materialität als Verkörperung»[308], dann muss auch ihr Modell modifiziert werden: Exkorporation findet nicht immer beim Empfänger statt, sondern im vorliegenden Fall, wenn überhaupt, erst wieder beim Absender. Der Aufgabe, welche dem Boten inkorporiert wurde, kann dieser sich erst mit seiner Rückkehr, nämlich bei seinem Auftraggeber, wieder entledigen. Oder mit anderen Worten: Im vorliegenden Beispiel verkörpert der Bote nicht bloss eine Nachricht, indem er sie überbringt. Als abholende Instanz wird er selber zu einer solchen oder mindestens zu einem Teil derselben. In diesem Moment verliert der Bote die weiter oben schon bezweifelte Indifferenz gegenüber der Nachricht, weil er nicht nur als Zeichenträger fungiert, sondern selber zum Zeichen wird.

Bei Rudolf, der in seiner Bezeichnung als «unserm» anscheinend beiden Brüdern vertraut oder zumindest bekannt war, handelt es sich allem Anschein nach um einen festangestellten Boten oder um den gemeinsamen Bruder. Indem er beim Empfänger erscheint, ermöglicht er den an der Kommunikation beteiligten Brüdern Anton und Friedrich eine Art von Zusammentreffen. Weil der Bote den Absender verkörpert, kommt er beim Empfänger in Form einer «Drittheit als Keimzelle der Sozialität»[309] an. In seiner Relation stiftenden Funktion schafft der Bote soziale Verbindungen. Weil der Bote bekannt ist und von ihm erwartet wird, dass er vom Absender zum Empfänger und zurück interferiert, perpetuiert er die Sozialität zwischen den an der Kommunikation Beteiligten durch seine sich wiederholende Erscheinung.

Mündliche und schriftliche Mitteilungen haben nicht nur erweiternden oder unterstützenden Charakter. Im folgenden Beispiel kündigt Friedrich seiner Frau Ursina in schriftlicher Form den Boten an, der ihr *viva voce* eine von ihm in Erfahrung gebrachte Nachricht überbringen wird.

> «Poi sappi che ho scritto a tuo padre come ho havuto conseglio per la tua enfermità con alchuni medici. Però quello che essi m'habbino consegliato, esso tuo padre tello dirà. Et se ello vorrà che tu mandi qua o a Sondrio, dove sarò io, la tua urina, non sia renitente perché il tutto si fa per aiutarti.»[310]

Friedrich, der sich während seiner Abwesenheit in Bezug auf Ursinas Krankheit ärztlichen Rat eingeholt hat, teilt diesen in schriftlicher Form seinem Schwiegervater mit, der dessen Inhalt mündlich an Ursina weitergeben wird, was Friedrich Ursina schriftlich ankündigt. Diese relativ verquickte und im ersten Moment unnötig erscheinende Kompliziertheit der Nachrichtenübermittlung widerspiegelt die bewusste Auswahl von mündlicher und schriftlicher Informationsübertragung. Paradoxerweise teilt Friedrich seiner Frau Ursina dann doch mit, was ihr der Vater sagen wird und bittet sie, «nicht widerspenstig» zu sein. Johannes Travers wird zum Überbringer einer mündlichen Nachricht, welche inhaltlich schon in ihrer Ankündigung umrissen wurde. Dass Friedrich den Vater seiner Frau als Boten handeln lässt, widerspricht Krämers These der Heteronomität. Zwar handelt Johannes Travers im Auftrag Friedrichs.

306 Teuscher 1997, S. 373, vgl. auch Teuschers Reflexionen bezüglich den Begriffen ‹persönlich› und ‹emotional› S. 367ff.

307 Wenzel 1997, S. 11.

308 Krämer 2008, S. 116.

309 Krämer 2008, S. 114.

310 StAGR D II a 1.20b 1, Übersetzung d. V.: «Und wisse, dass ich an deinen Vater geschrieben habe, als ich Rat bei einigen Ärzten für deine Krankheit eingeholt habe. Was diese mir geraten haben, wird dir dein Vater sagen. Und wenn er will, dass du deinen Urin hierhin oder nach Sondrio schickst, wo ich sein werde, dann sei nicht widerspenstig, das alles wird gemacht, um dir zu helfen.»

Dieser scheint jedoch der Ansicht zu sein, dass die Übertragung durch genau diesen Boten der Nachricht einen besonders dringlichen Charakter verleihen würde. Der Bote erscheint im Moment der Übertragung nicht nur autonom, um Krämers Gegenstück der Heteronomität zu nennen. Er prägt durch seine Person auch die Nachricht und verabschiedet sich damit von der von Krämer umrissenen Neutralität eines Mittlers.[311] In diesem Fall wurde nicht nur der Bote, sondern auch die Art der Übertragung bewusst gewählt. Wahrscheinlich ist der Vater als Überbringer ebenso von Bedeutung wie die Praxis einer *viva voce*.

Die der Betrachtung vorauseilende Prämisse, Briefbeförderung als Teil des brieflichen Kommunikationsprozesses zu betrachten, hat sich als fruchtbaren methodischen Ansatz erwiesen. Sybille Krämers Modell, welches als Leitfaden Orientierung in einem endlos erscheinenden Feld stiften sollte, konnte als solches nützlich gemacht werden. Zum Teil ist jedoch auch sein modellhafter Charakter zum Vorschein gekommen, der in unmittelbarer Anwendung auf einen Quellenbestand nicht immer genügen mochte und deshalb modifiziert werden musste.

Zusammenfassend lässt sich in Bezug auf den Brieftransfer sagen, dass er hauptsächlich durch Boten praktiziert wurde. Die via Post versandten Briefe machen einen kleinen Teil des Quellenkorpus aus. Als Boten fungierten entweder langjährige Angestellte, Bekannte und Verwandte oder Gelegenheitsbriefträger, bei welchen es sich wohl um Reisende handelte. Einerseits wurde der Einsatz von bewusst gewählten Boten in Bezug auf eine bestimmte Nachricht beobachtet, andererseits konnte die blosse Präsenz oder Absenz von unbekannten Briefträgern über die Existenz eines Briefwechsels entscheiden. Heteronomie und Indifferenz, zwei für Krämer zentrale Attribute der Boten, treffen folglich je nach Situation zu oder eben nicht. Der Bote ist Überbringer von Ware, er ist Vermittler mündlicher und schriftlicher Botschaften und verkörpert selber, je nach Kontext, wichtige Nachrichten. Versteht man die schriftliche Botschaft und die Ware als gegenständlich zu betrachtende, heteronome Objekte, so kann von einer sich im Boten manifestierenden «Tri-Medialität» gesprochen werden. Im sich über Distanzen hinwegsetzenden Boten verbinden sich nicht nur die Welten des Absenders und des Empfängers, sondern auch die Nuancen der Zwischenräume. Der Kommunikation im Briefverkehr haften zwar unüberwindbare Distanzen an, im Boten verschmelzen diese jedoch. Diese Eigenschaft verleiht dem Boten durchaus reunierenden Charakter.

3.4 Fazit: Panta rhei

Um eine Annäherung an die soziale Entität der Familie zu versuchen, wurde der Zugang über die Offenlegung von Beziehungsmedien gewählt. In Bezug auf diese dynamischen Bewegungen konnten viele Beobachtungen festgehalten werden, welche hier verkürzt noch einmal zusammengefasst werden sollen.

Grundsätzlich darf für die vorliegende Korrespondenz von einer hohen Frequenz ausgegangen werden. Das oft geäusserte Interesse an Briefen eines Bruders zeugt von einem ganzheitlichen Interesse in Bezug auf den andern. Ein Brief ist nicht nur mit der Intention der Selbstmitteilung in Verbindung zu bringen, sondern auch mit der Absicht, vom andern wieder etwas zu erhalten. Somit zeugt der Austausch von Briefen von einer sich stetig immer wieder neu auszuhandelnden Beziehungsperpetuierung.

In der Kommunikationssituation des Briefes darf nicht grundsätzlich von einer dualen Praxis ausgegangen werden. Nicht nur die Tatsache, dass ein einziger Sender, ob nun beabsichtigt oder nicht, oft mehrere Rezipienten erreichte, widerlegt die Dyade. Es ist der Spielraum des Mediums selber, der am Beispiel der umordnenden Besitzverhältnisse oder auch des sich im Kreis der Rezipienten selbständig gemachten Briefes veranschaulicht wurde, den es zu beachten gilt. Sogar die Sprache, in welcher ein Brief verfasst war, konnte als «Nachricht in der Nachricht» betrachtet werden. Je nach Sprache liegt ein ihr eigener, nur teilweise eruierbarer «Code» zu Grunde, der für die Rezipienten und für den Übertragungsvorgang durchaus von Bedeutung war. Auch der Bote als Überbringer sprengt die dialogische Kommunikationssituation. Neben dem Brief als Nachricht richtete er auch Mündliches aus oder verkörperte selber eine Botschaft. Die kommunikative Ausgestaltung dieser neu benannten «Tri-Medialität» ist schwer zu rekonstruieren. Zwar können Varianten aufgezeigt werden, doch welche nun im Kommunikationsmoment von besonderer Wichtigkeit waren, ist für den Historiker schwer fassbar. Festhalten lässt sich aber der verbindliche Charakter, welcher ein dem Absender und Emp-

311 Krämer 2008, S. 111–119.

fänger bekannter Bote besass. Durch seine sich wiederholende Präsenz auf beiden Seiten wurde eine Beziehung zwischen den am Briefverkehr Beteiligten ermöglicht und aufrechterhalten.

Inhaltlich waren die einander zugeschriebenen Informationen äusserst vielfältig, auch verbanden sie heterogene Interaktionsfelder. Neben den Neuigkeiten im Allgemeinen, von welchen die Schreibenden nicht direkt betroffen waren, sind vor allem die sich durch eine Interessengemeinschaft zur Verbalisierung verpflichteten Mitteilungen interessant. Wer woran interessiert war, ist allerdings nicht immer leicht auszumachen. So fungieren die am Schriftwechsel Involvierten mal als Mittler, mal als Subjekt und dann wieder als Objekt. Jeder konnte, ob als Einzelperson oder momentane Interessengruppe, jede dieser drei Positionen besetzen. Im so geschaffenen Netz waren Verwandte, Freunde und entfernter Bekannte gleichermassen involviert. Ausgerichtete Grüsse, Briefe und wohl auch Geschenke waren eine Möglichkeit, die Spannweite des Netzes gross zu halten. Die dadurch ermöglichte soziale Überwachung schaffte trotz Distanz Nähe. Um über Familienmitglieder informiert zu sein, waren gerade nichtfamiliäre Bekannte eine wertvolle Informationsquelle, was sich auch am Beispiel des Geldes gezeigt hat. Die dominante Rolle des Vaters in Bezug auf monetäres Verhandeln weist ihm auch in sozialer Hinsicht eine auffallende Position zu.

In Briefen verbalisierte Güter zeugen von einem angeregten Güteraustausch, der selbstverständlich genauso an den Informationsfluss diesbezüglich gekoppelt ist, wie an die Schrift, mit der die Verbalisierung überhaupt praktiziert werden konnte. Das Problem, dem Tausch oder Geschenk eine adäquate Gegenleistung gegenüberzustellen, generierte die Schuldigkeit, welche im breiten Möglichkeitsrahmen ausgetragen wurde und Verbindlichkeit schuf.

Im Aufzeigen, was die Familie untereinander austauschte und aushandelte, fällt die Vielfältigkeit der sich bewegenden Beziehungsmedien auf. Wenn ein Fluss versiegen würde, wenn beispielsweise keine Güter untereinander ausgetauscht würden, so stünden andere verbindende Elemente zur Verfügung, wie die Briefe, das gemeinsame Gut und ein gemeinsamer Bekanntenkreis. Dem sozialen Netz konnten sich die Briefeschreibenden nicht einmal durch fehlende Briefe entziehen. Die Tatsache, dass die praktizierten Beziehungsmedien derart mannigfaltig und heterogen in Erscheinung traten, stärkte das Netz der interpersonalen Beziehungen innerhalb der Familie. Am Beispiel des Informationsflusses, der ein weites Netz generierte, konnte auch gezeigt werden, dass sich auch ausserfamiliales Beziehungshandeln in Bezug auf innerfamiliäre Beziehungen verbindend auswirken konnten.

Gemeinschaften innerhalb der Familie sollen nun nicht bloss anhand der fliessenden Dynamik medialer Beziehungspraktiken dargestellt werden. In einem weiteren Schritt sollen nun nach Latour die Sprecher der sozialen Entität zu Wort kommen. Inwiefern äussern sich ihre konkreten, jeweils zu differierenden Beziehungen zu den verschiedenen Mitgliedern und gibt es eine verbalisierte Zugehörigkeit zur Gruppe der «Familie» zu beobachten?

4 Verbindungen

Während im vorhergehenden Kapitel Beziehungsmedien losgelöst von unmittelbaren Personenkonstellationen untersucht worden sind, wird nun der Fokus auf die zeitgenössische Selbstdeutung der Akteure bezüglich ihres Beziehungshandelns gerichtet. Das Fazit des vorhergehenden Kapitels, panta rhei, gilt auch als Prämisse für die Betrachtung von Personenkonstellationen. Gerade weil zwischenmenschliche Verbindungen immer wieder aufs Neue ausgehandelt werden, wäre es falsch, in Bezug auf Beziehungskonstellationen von statischen Mustern auszugehen.

Michael Mitterauer schlägt vor, mittelalterliche Verwandtschaftsordnungen von den zeitgenössisch praktizierten Terminologien her anzugehen. Dabei betont er eine mögliche Dissonanz zwischen gelebten sozialen Strukturen und den diesbezüglichen semantischen Bezeichnungen, welche insbesondere durch eine verzögerte Anpassung hervorgerufen werden kann.[312] Obwohl Bernhard Jussen einige bereits bestehende Forschungsarbeiten erwähnt, bezeichnet er die sozialhistorische Terminologieforschung immer noch als Desiderat.[313]

Simon Teuscher, der in seiner Dissertation über Soziabilitätsformen Beziehungshandeln zu verstehen versuchte, streicht die kritisch zu prüfende Wechselwirkung von Soll-Konzeptionen und tatsächlichem Beziehungshandeln hervor. Ausserdem muss sein Hinweis beachtet werden, dass sich in einer einzigen Beziehung oft verschiedene Arten von Soziabilitätsformen vereinen. In diesem Sinne proklamiert Teuscher die Analyse von Beziehungstermini, da die zeitgenössischen Akteure in diesen ihre Wahrnehmung oder zumindest die von ihnen gewünschte Wahrnehmung von Beziehungen zum Ausdruck bringen. In der situativen Prüfung der zeitgenössisch verwendeten Terminologien können so auch Autoritätsverhältnisse und Rollenverteilungen thematisiert werden.[314]

Natürlich gilt es die weiter oben erfolgte Sensibilisierung in Bezug auf das soziologische Konzept der «Rolle» weiterhin zu bedenken.[315] Erneut sei betont, dass vorliegend nicht das Individuum selber, sondern der Einzelne als Teil eines sich in Bewegung befindlichen Netzwerkes interessiert.[316] In Erinnerung an Latours Idee der dynamischen Gruppenbildung[317] geht es darum, zu fragen, was das Gebilde der Familie darstellt und wer wann dazugehört. Da, wie schon weiter oben erwähnt, «Familie» als Terminologie im Quellenbestand nicht vorkommt, wird auch vor allem nach spezifischen innerfamiliären Beziehungen gefragt und nicht nach jenen, welche eine ganze Gruppe zusammenhalten sollen. Der Fokus richtet sich nun in erster Linie auf diejenigen Verbindungen innerhalb des Netzwerkes, in denen besonders viele Beziehungsmedien kursieren. Dort, wo sie sich häufen, interessiert auch die gegenseitige Bezeichnung der Beteiligten sowie der ihnen zugrunde liegende soziale Umgang. Dabei werden die weiter oben durch die kurzen Lebensläufe vorgestellten Personen aufgegriffen und ihre Verhältnisse mittels einer semantischen Begriffsanalyse der Beziehungsterminologien, welche sie verwendeten, dargestellt.

Zunächst sollen die Bezeichnungen «Vater» und «Schwiegervater» untersucht werden, und zwar sowohl die auf die neuhochdeutsche Übersetzung referierenden Begriffe als auch die von den so Bezeichneten benutzten Termini, was dann auch den «Sohn» und den «Schwiegersohn» einschliesst. In einem weiteren Schritt werden Brüderlichkeiten im weitesten Sinne des Wortes untersucht, wobei auch die Reihenfolge und die Rollenzuteilungen, welche die verschiedenen Familienmitglieder wahrzunehmen hatten, thematisiert werden. Schlussendlich steht die Frau als Tochter und Ehefrau im Fokus der Untersuchung.

4.1 Väter und Söhne

Schon unter dem Aspekt der Beziehungsmedien kam der Rolle des Vaters grosse Aufmerksamkeit zuteil. Ob im Hinblick auf Aufforderungen zum Fremdsprachenerwerb oder als «monetäre Verteilzentrale», die Position des Vaters scheint durchaus dominant gewesen zu sein. Dies kommt auch in Rudolfs Briefanfang aus dem Jahre 1545 zur Geltung:

> «Mainn fründlichenn gruoss und alless guotz zuo vor an min hertz lieber vatter und auch mainy liebe hauss frow und kinder und auch liebe bruoder und gesinndt.»[318]

312 Vgl. Mitterauer 2003, S. 165.
313 Vgl. Jussen 2009, S. 304.
314 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Teuscher 1998, S. 16–19.
315 Vgl. Kapitel 2.2.
316 Vgl. Kapitel 2.2 sowie Medick/Sabean 1984, S. 44f.
317 Vgl. Kapitel 2.2 sowie Latour 2007, S. 50–75.
318 StAGR D II a 1.13a 1.

Der Vater wird zuerst gegrüsst, erst dann nennt Rudolf Ehefrau und Kinder, bevor er sich mit seiner Anrede auch an seine Brüder und die Angestellten richtet. Die hervorhebenden Attribute «hertz lieber» verstärken die Präsenz des Erstgenannten im Satzgefüge und generieren eine zusätzliche Hervorhebung des Vaters in den Grussworten.

Im Jahre 1556 betont Anton in einem Brief an seinen Vater seine «khintliche truw»:

> «Meinn khintliche truw fruntlichen gruoss sampt alles guots sey uch zu vor mein hertz lieber vatter. Wussennd wie ich alhie zu Wien frisch unnd gesund bin von den gnaden Gottes. Somlichs von uch sampt weib und khind unnd unser gantz hausgesind zu vernemen, war mir ein besonderi frouwd.» [319]

Obwohl zu dieser Zeit mit Sicherheit schon in fortgeschrittenem Erwachsenenalter [320], wählt Anton dem Vater gegenüber eine Terminologie, welche dem Verhältnis von einem kindlichen Sohn zum erwachsenen Vater entspricht. Diese Anrede stützt im Hinblick auf Hierarchieverhältnisse die These des dominanten Vaters erneut. Mit dem «weib und khind» nimmt Anton sehr wahrscheinlich auf die zweite Frau seines Vaters und deren gemeinsame Kinder Bezug. [321] Die weiter oben aufgestellte These, dass von einem Zusammenleben der Kernfamilie, also von Eltern mit ihren Kindern, ausgegangen werden kann, wird erneut bekräftigt. Ausserdem sind das Wohlergehen der Angestellten sowie Grüsse an sie eine häufig in der Anrede beobachtbare Praxis. Bedienstete dürfen den Grüssen und Nachfragen zufolge durchwegs als Bestandteile des hausgemeinschaftlichen Zusammenlebens verstanden werden. [322] Während der Sohn den Vater mit «uch», also im Plural, anspricht, benennt der Vater seine Söhne durchgehend im Singular:

> «Lieber sun ich han ein brieff von dir enfangen der geben ist 18. tag agusti. Viter tuon ich dir zevissen, das wir alli gesunt sint [...]» [323]

Derartige asymmetrische Anredepraktiken sind gemäss der Sprachwissenschaft mit den Variablen «Alter» und «soziale Position» in Verbindung zu bringen. [324] Somit heben sie die Autoritätsansprüche des Vaters hervor und ordnen die soziale Hierarchie des familiären Zusammenlebens. Im Gegenzug zur Praxis der Anredepronomen sind auch Egalitäten in den Briefformeln zu beobachten. So unterschreiben Vater und Söhne die Briefe stets mit «truwer pfatter» [325] beziehungsweise «truwer sonn» [326]. In Simon Teuschers Untersuchung zu Soziabilitätsformen in der Stadt Bern drückt sich die hierarchische Ordnung zwischen Vater und Sohn gerade auch in den Grussformeln aus, [327] was vorliegend nicht der Fall ist. Die hier beidseitig bezeugte Treue lässt, von ihrer Formelhaftigkeit abgesehen, durchaus auf einen gegenseitigen Loyalitätsanspruch schliessen. Dieser war insbesondere in der Abgrenzung gegenüber weiteren Instanzen von Belang. So zeigt das Beispiel von Johann Baptistas Ermordung und die daraus erfolgte Stellungnahme Friedrichs gegenüber der Obrigkeit der Drei Bünde, dass die innerfamiliäre Loyalität von nicht familialer Ebene her als Prämisse angenommen wurde. [328] Um so wichtiger war die der Grussformel anhaftende gegenseitige Zusicherung eines Zusammenhalts. Diesbezüglich interessant erscheint mir die von Simone Schultz-Balluff gezogene Verbindung des «triuwe»-Begriffs mit Rechtsfragen. [329] In diesem Sinne gälte es zu fragen, inwiefern die Familie durch juristische Gesetzmässigkeiten zur Einheit geformt wurde und ob die steten Loyalitätsbezeichnungen auch als Vergegenwärtigung der juristischen Gemeinschaft wahrzunehmen sind.

Während die Familie als Entität der Loyalität der einzelnen Mitglieder untereinander bedurfte, zeichneten sich innerhalb der familiären Konstellation verschiedene Ordnungsmuster ab. Die Gunst des Vaters schien dabei eine wesentliche Rolle zu spielen. Wie es zu schaffen war, in dieser zu stehen, kommunizierte der Vater

---

319 StAGR D II a 2.2f 1.

320 Immerhin stand Anton schon 1550 im Dienst des Königs, vgl. StAGR D II a 1.17b.

321 Vgl. Kapitel 2.2: Rudolf von Salis-Promontogno war in zweiter Ehe mit Barbara von Stampa verheiratet, aus dieser Ehe stammten die Söhne Hector und Josua.

322 Zur Forschungsdebatte über Haushaltszusammensetzungen vgl. Mitterauer 2003, S. 264–270.

323 StAGR D II a 1.2 r, vgl. auch StAGR D II a 1.36d.

324 Vgl. Nübling, Damaris: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels, Tübingen 2008 (Narr-Studienbücher), S. 163.

325 Vgl. beispielsweise StAGR D II a 1.2 r und StAGR D II a 1.4a 2.

326 Vgl. beispielsweise StAGR D II a 2.2f und StAGR D II a 1.36d.

327 Vgl. Teuscher 1998, S. 42.

328 Vgl. Kapitel 2.3.2 und StAGR D II a 1.15b.

329 Vgl. Schultz-Balluff Simone: triuwe – Verwendungsweisen und semantischer Gehalt im Mittelhochdeutschen, in: Krieger, Gerhard (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 271–294, S. 273 und 292ff.

ziemlich direkt, wie dem folgenden Brief aus dem Jahr 1530 zu entnehmen ist.

> «Darum lieber sun ich pit dich trulich tu wellest flissig sin [...] und weyttli lerna so will ich dir ein guoter pfatter sin. Ich pin nün üwer knecht[330], und Fridrich lotz sich kar woll an ze hüssen[331], dorum ist er mir also lieb. Des glichen würst tu och sin wen tu tuost wie ich dir fertruwe. Tu waist wol wie ich ein man pin weller nit recht dran will ist mir nit lieb. Tu waist woll das tu mir fast lieb bist so ven tu tuost wie ich dir fertrüwe. Und lern in medecinis, und scrib mir züm ticker moll[332] wie es um dich stande.» [333]

Johann Baptista, der zu dieser Zeit in Paris studierte, wird durch den Brief seines Vaters ermahnt, fleissig zu lernen. Ausserdem appellierte der Vater an das Vertrauen, welches er in seinen Sohn setzte, auf dass sich dieser so benehme, wie es der Vater von ihm verlangte. Zusätzlich führte Vater Rudolf dem in Paris weilenden Johann Baptista dessen Bruder Friedrich als positives Beispiel vor. Weil sich jener nach den Vorstellungen des Vaters verhielt, war er ihm «also lieb». Friedrich, der zum Zeitpunkt dieses Briefes 18 Jahre alt war, wurde vom Vater beobachtet und beurteilt. Bezüglich Johann Baptista verhielt sich der Vater ebenso, nur spielte dort in Anbetracht der örtlichen Distanz das vom Vater geäusserte «fertruwe[n]» auch eine Rolle. Auf Vertrauen beruft sich auch Friedrich, der dem Vater zwei Jahre später von Solothurn aus einen leider schlecht erhaltenen Brief zusendet, in welchem er festhält:

> «[...] als ich weyss, das ir mir vertruwent. Sunst weyss ich uch nutt zuo schribenn, den das ich uch pitte, ir thüenndt uch gütlich, dass glichen der muotter, und das ir guotter dingenn sigenndt.» [334]

Friedrich grüsst seine Eltern, den Vater gleichermassen wie die Mutter, eine Praxis, welche vermehrt zu beobachten ist. Grüsse von den Eltern sind auch in Briefen unter den Brüdern zu finden, wie sie beispielsweise in einem Schreiben von Friedrich an Johann Baptista vorliegen: «Der vatter und die muotter lonnd dich vast grüssenn.» [335] Im Gegensatz zum Vater gibt es zur Rolle der Mutter nicht mehr zu sagen, als dass sie eine in der Nähe des Vaters anzusiedelnde Person darstellt. In diesem Sinne wird sie auch ausschliesslich als die den Vater Begleitende, als Teil der Eltern oder im Zusammenhang mit zu überreichenden oder erhaltenen Grüssen erwähnt. [336]

Bedenkt man noch einmal den vorhergehenden Quellenausschnitt, in welchem der Vater Johann Baptista seine Zufriedenheit gegenüber Friedrich mitteilt, darf vermutet werden, dass Friedrich die Gunst des Vaters besonders genoss. Inwiefern diese ihm eine spezielle Position im brüderlichen Gefüge verschaffte, wird zu einem späteren Zeitpunkt im Zusammenhang mit den zwischenbrüderlichen Verhältnissen beleuchtet. Zuvor soll nun Friedrichs Verbindung zu Johannes Travers, seinem Schwiegervater, untersucht werden. Diese Beziehung ist in zweierlei Hinsicht interessant: Einerseits wird ein Einblick in eine Verbindung gewährt, die nicht auf Blutsverwandtschaft beruht, andererseits gilt es, das Hierarchiegefälle zwischen Vater und Ehemann in Bezug auf deren Tochter beziehungsweise Ehefrau zu untersuchen.

Weiter oben wurde im Zusammenhang mit dem Botenwesen bereits die folgende Quelle erläutert, welche aber nicht nur im Hinblick auf die Nachrichtenübermittlung interessant ist.

> «Poi sappi che ho scritto a tuo padre come ho havuto conseglio per la tua enfermità con alchuni medici, però quello che essi m'habbino consegliato, esso tuo padre tello dirà. Et se ello vorrà che tu mandi qua o a Sondrio, dove sarò io, la tua urina, non sia renitente perché il tutto si fa per aiutarti. Che sa Iddio che non ho cosa al mondo più a cuore che quella. Esso Iddio ci doni la gratia sua che vegniamo al intento nostro. Amen. Io non so se mio fratello Antonio vorrà venir dentro, ma se lui venisse, potrebbe egli apportare l'urina. Et dove non venghi, mandarai il nostro Hanso con tutto, piacendo però a tuo padre, perché senza il suo conseglio non faremo niente.

330 Bedeutung unklar.

331 Lexer 1992, S. 97: hûsen: ins haus aufnehmen, wirtschaften, benehmen, hier wohl: einen Haushalt gründen.

332 Idiotikon IV, Sp. 148: dick-emal: manchmal, ziemlich oft, hie und da einmal.

333 StAGR D II a 1.2 r.

334 StAGR D II a 1.4a 2.

335 StAGR D II a 1.3a 2.

336 Weitere Beispiele: StAGR D II a 1.2 r: «Ich pinn in Bergel zogen mit diner muoter [...]» oder StAGR D II a 1.3c 2: «Parentes nostri te plurimum valere iubent interim.»

Ma di tutto quello che esso consegliarà non amancharò per quanto io possi.»[337]

Friedrich kündigt seiner Ehefrau Ursina an, dass sie ihren Urin mit Anton oder eben Hanso nach Sondrio schicken solle. Diese Nachricht lässt er ihr schriftlich zukommen, teilt aber zusätzlich mit, dass ihr Vater, Johannes Travers, ihr dies noch in mündlicher Form sagen werde. Diesbezüglich fordert Friedrich Ursina auf, ihrem Vater Folge zu leisten und seine Empfehlungen auszuführen. Auch er selber, Friedrich, werde gemäss dem Rat ihres Vaters handeln. Die von Friedrich betonte Wichtigkeit der Entscheidung des Vaters und die aufgetragene Gehorsamkeit, welche Friedrich von seiner Frau fordert, zeigt eine Verflechtung unterschiedlicher Hierarchiestränge auf. Einerseits formuliert Friedrich mit den Worten «senza il suo conseglio non faremo niente» seine Abhängigkeit und Unterwürfigkeit dem Schwiegervater gegenüber. Andererseits beweist die niedergeschriebene Aufforderung an Ursina, dass eben diese nötig war, damit sie ihrem eigenen Vater gehorchte. Gemäss Michael Mitterauer stellt die Gattenbeziehung das wichtigste Beziehungselement dar, was an dieser Stelle für die zweite Deutungsvariante sprechen würde.[338] Wie Schwiegervater und Schwiegersohn ohne das Zwischenglied der Tochter beziehungsweise Ehefrau zueinander standen, soll in der Folge noch genauer untersucht werden.

Bezüglich der Anredepraktiken lassen sich einige interessante Beobachtungen aufführen. Grundsätzlich entspricht der in den Briefen verwendete mittelhochdeutsche Begriff «schweher» dem neuhochdeutschen Wort für Schwiegervater.[339] Friedrichs Schwiegervater unterschreibt denn auch mit den Worten «Hans Travers, din schweher»[340]. In zwei Briefen fügt Johannes Travers seiner Unterschrift noch ein Adjektiv hinzu und beschliesst seine Nachricht mit den Worten: «Hans Traverss, din willger schweher.»[341] Der Untersuchung von Simon Teuscher zufolge schreibt sich der Sohn dieses Attribut zu, um dem Vater gegenüber seine sozial niederere Position performativ mitzuteilen.[342] Auch im zeitgenössisch erschienenen «Cantzley und Titel buechlin» wird diese Anrede- und Grussformel der Praxis von Kindern an Eltern zugeschrieben.[343] An dieser Stelle wird «willger» aber gerade umgekehrt benutzt, nämlich indem der Schwiegervater sich im Brief an seinen Schwiegersohn so bezeichnet. Wann Johannes Travers welche Unterschrift wählt, kann auch hinsichtlich einer Berücksichtigung des Briefinhaltes nicht entschieden werden. Noch interessanter erscheint die Anredepraxis: Johannes Travers spricht Friedrich nämlich durchgehend mit «lieber sun»[344] an. Somit unterscheidet er ihn, zumindest bezüglich der Terminologie, nicht von seinem leiblichen Sohn Thomas, dessen Tod er Friedrich in einem Brief mitteilt und beklagt.[345] Auch Karl-Heinz Spiess beobachtete derartige «Verdichtungen von Verwandtschaftsbezügen» und nennt dies ein «Phänomen, das bisher nicht gewürdigt worden ist».[346]

Um zu sehen, was es mit dieser Gebrauchskonvention auf sich hatte und inwiefern Schwiegersöhne trotz der einheitlichen Terminologie von leiblichen Kindern unterschieden worden sind, müsste eine vergleichende Studie in Bezug auf derartiges Beziehungshandeln durchgeführt werden. Eine solche Untersuchung kann hier nicht geleistet werden. Dies soll an dieser Stelle nicht davon abhalten, auch Friedrichs verbalisierte Begrifflichkeit in Bezug auf seinen Schwiegervater zu überprüfen. Zwar liegen keine von ihm an Johannes Travers gerichtete Briefe vor, dafür spricht er bezüglich seines Schwiegervaters in einem Schreiben an seine Frau Ursina von «il tuo e mio padre Traverso»[347]. Friedrich nennt

---

337 StAGR D II a 1.20b 1, Übersetzung d. V.: «Und wisse, dass ich deinem Vater geschrieben habe, als ich Rat bei einigen Ärzten für deine Krankheit eingeholt habe. Was diese mir geraten haben, wird dir dein Vater sagen. Und wenn er will, dass du deinen Urin hierhin oder nach Sondrio schickst, wo ich sein werde, dann sei nicht widerspenstig, das alles wird gemacht, um dir zu helfen. Gott weiss, dass mir keine Sache mehr am Herzen liegt als diese. Herrgott gib uns deine Gnade, damit wir unser Ziel erreichen. Amen. Ich weiss nicht, ob mein Bruder Anton hineinkommen will. Aber wenn er kommen sollte, könnte er den Urin bringen. Und falls er nicht kommt, schickst du unseren Hans damit, wenn das deinem Vater gefällt, denn ohne seine Empfehlung werden wir nichts machen. Aber alles, was dieser raten wird, werde ich, wenn ich kann, nicht versäumen.»

338 Mitterauer 2003, S. 224.

339 Lexer 1992, S. 221: swëher: Schwiegervater.

340 StAGR D II a 1.9b r. und auch StAGR D II a 1.19b r, StAGR D II a 1.19a r und StAGR D II a 1.19e r.

341 StAGR D II a 1.18b r und StAGR D II a 1.18d r.

342 Teuscher 1998, S. 42.

343 Vgl. Franck, Fabian: Ein Cantzley und Titel buechlin, Nachdruck der Ausgabe Wittenberg 1531, Hildesheim/New York 1979 (Documenta Linguistica 4. Deutsche Grammatiken des 16. bis 18. Jahrhunderts 1).

344 StAGR D II a 1.9b r, StAGR D II a 1.19b r, StAGR D II a 1.19a r, StAGR D II a 1.19e r, StAGR D II a 1.18b r und StAGR D II a 1.18d r.

345 StAGR D II a 1.18b r.

346 Spiess 1993, S. 499.

347 StAGR D II a 1.18c r, Übersetzung d. V.: „Dein und mein Vater Travers".

Johannes Travers in zwei Situationen so, in der einen spricht er über den Tod von dessen Sohn Thomas und beauftragt Ursina «deinen und meinen Vater Travers» durch Trost zu stärken, im anderen Fall lässt er ihn grüssen.[348] Im Zusammenhang mit konkreten Anweisungen, Geschäften oder auszurichtenden Botschaften spricht Friedrich gegenüber Ursina von «tuo padre»[349]. Hat die Verdichtung von Verwandtschaftsterminologien etwas mit der konkreten Kommunikationssituation zu tun? Während Johannes Travers in seinen Briefen durchgehend von seinem «sun» spricht, passt Friedrich seine Bezeichnung dem unmittelbaren Situationskontext an.

Die soziale Position des Vaters sticht in der Verwendung von besonderen Anredepraktiken, sei es in Form autoritätsbehafteter Personalpronomen oder in der auffallenden Ersterwähnung im Satzgefüge, hervor. Dabei war es von Bedeutung, die Gunst des «hertz liebe[n] vatter[s]»[350] zu gewinnen, was in Form geschuldeter Pflichtausübung und Lernbereitschaft geleistet werden konnte. Die dominante Rolle des männlichen Elternteils überlebte die Jugendzeit der Söhne durchwegs, zumindest die Kommunikationsmodi entsprechen auch im fortgeschrittenen Erwachsenenalter der Söhne der Autoritätskonstellation Vater - Sohn. Die Rolle der Mutter kann nicht losgelöst von der des Vaters betrachtet werden, da sie als Person bloss vereinzelt und immer im Zusammenhang mit dem Vater erwähnt wird.

So wie die These der dominanten Vaterrolle bestätigt worden ist, so konnte auch erneut ein Zusammenleben in der Kernfamilie mit Einbezug Bediensteter im gleichen Haushalt festgestellt werden. Die stets im Gruss geäusserte Treuezusicherung perpetuierte den Loyalitätsanspruch innerfamiliärer Beziehungstypen und generierte so eine Entität, welche sich nach aussen abgrenzen liess. Die Rolle des Schwiegervaters widerlegt jegliche irreführend linear anmutende Ordnungskomponente und beweist, dass im Zusammenhang mit Fragen nach familiärer Zugehörigkeiten nicht bloss die Blutsverwandtschaft berücksichtigt werden darf. So kann die Frage, welcher Dominanz Ursina nun eher unterworfen ist, derjenigen des Vaters oder derjenigen des Ehemannes, nicht einfach so beantwortet werden. Klar ist, dass der als Sohn bezeichnete Schwiegersohn auch eine Familienangehörigkeit unter dem Haupt seines Schwiegervaters beansprucht. Ganz grundsätzlich gilt es zu bedenken, dass Schwiegersöhne auch Ehemänner, und Väter oft auch Söhne sind. Die von Teuscher aufgeführte Pluralität in Bezug auf Soziabilitätsformen kann auch innerhalb des familiären Rahmens geltend gemacht werden.[351]

4.2 Brüderlichkeiten

Was soll unter «Brüderlichkeit» verstanden werden? Selbstverständlich wird dieser Begriff mit der biologischen Reproduktion, einer von der Natur gegebenen Verbundenheit durch Blut oder vielmehr Gene, assoziiert. Ebenso zentral ist der kulturelle Aspekt: Brüder wachsen oft gemeinsam auf und werden entsprechend durch ähnliche Verhältnisse und Wertvorstellungen geprägt. Zudem gilt es die mythologische und ideelle Tragweite zu bedenken: Von biblischer Bruderschaft bis zur «fraternité» der französischen Revolution impliziert diese Bezeichnung immer Egalität und Solidarität.[352]

Ohne voreilig in die Enge einer Begriffsdefinition zu geraten, sollen in deren Vagheit die zeitgenössische Verwendung dieser Terminologie und die daran geknüpften Erwartungsvorstellungen untersucht werden. Der Fragestellung, was unter Brüderlichkeit zu verstehen ist, ging auch Klaus van Eickels nach. Sein Fazit «Bruder ist man nicht, als Bruder erweist man sich»[353], motiviert an dieser Stelle das methodische Vorgehen. Wie verhielten sich die Salisbrüder untereinander, wie standen sie zueinander und inwiefern gab es ein Miteinander?

4.2.1 Wer und wie ist ein Bruder?

Da über die Kindheit der am Briefwechsel beteiligten Brüder nichts bekannt ist, kann auch nicht viel über eine eventuelle gemeinsame Prägung gesagt werden. Die Tatsache, dass sie in verschiedenen Städten studierten und Militärdienst leisteten, führt zur Annahme, dass das Verhältnis der Brüder untereinander von Distanz

348 StAGR D II a 1.18c r und StAGR D II a 1.20a r.

349 StAGR D II a 1.20b 1 und StAGR D II a 1.20c 1.

350 StAGR D II a 1.13a 1.

351 Teuscher unterscheidet vor allem familiale und klientelistische Soziabilitätsformen, vgl. Teuscher 1998, S. 18.

352 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Dilcher, Gerhard: An den Ursprüngen der Normbildung – Verwandtschaft und Bruderschaft als Modelle gewillkürter Rechtsformen, in: Gerhard Krieger (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 37–55, S. 37ff.

353 Van Eickels 2009, S. 222.

geprägt war. Sophie Ruppel hält jedoch fest, dass örtliche Distanz weder eine auf Pflichten beruhende noch eine emotionale Beziehung verhindert.[354] In diesem Sinne konnten weiter oben auch die vielfältigen und stets kursierenden Beziehungsmedien festgehalten werden. In einem Brief an Johann Baptista nimmt Friedrich auf verschiedene Geschäfte Bezug, welche er für diesen erledigte:

> «Euwer sachen standt hie woll, Gott sy lob, und warlich ich hab euwerthalben vill unmuoss[355] und gatt mir khein stundt ze verlieren. Ich thuon ess aber gern, sitmall[356] ess also sin soll.»[357]

Friedrich betont, dass diese Angelegenheiten ihm viel Aufwand bescheren würden, fügt aber an, dass er sie gerne erledige, auch weil es «also sin soll». Die Erwähnung seines beachtlichen Aufwands für den Bruder kann als Bestandteil der weiter oben schon ausgeführten, sozial verbindlichen Komponente von Leistung und Gegenleistung verstanden werden. Augenfällig erscheint mir Friedrichs geäusserte Soll-Konzeption, welche zur Geltung bringt, dass er seine Aufgabe durchaus als Pflicht und Schuldigkeit wahrnahm. So kann gefragt werden, inwiefern Friedrich durch eine ihm auferlegte Rolle im brüderlichen Gefüge Aufgaben auf sich zu nehmen hatte. Leistungen und Gegenleistungen können nicht nur anhand konkreter Beziehungsmedien gemessen werden. In diesem Fall muss nach einer gesellschaftlichen oder familiären Soll-Konzeption gefragt werden, welche Schuldigkeit generierte.

Im gleichen Brief beklagt Friedrich die fehlenden Briefe seines Bruders:

> «Witter lieber bruoder befrembdt mich woll, das du mir also in langer zytt nie nichts zuogeschriben hast.»[358]

Ein mangelnder Schreibfluss sorgte für eine weniger starke Frequenz von Beziehungsmedien. Die dadurch entstehende Befremdung wurde als Gefahr wahrgenommen, wie auch dem folgenden Briefausschnitt zu entnehmen ist:

> «Unnd ess soll mir nutt ze vill sinn zlidenn[359], damitt ir mini bruoder, unnd ich mitt uch mitt erenn mögenndt fürkhumen[360].»[361]

Für Friedrich, der diese Worte an Johann Baptista sendet, ist kein Aufwand zu gross, wenn er dazu beitragen kann, dass die Brüder ehrenhaft in Erscheinung treten. Dabei bezieht sich Friedrich nicht nur auf den in Paris weilenden Johann Baptista, das Geschriebene schliesst die an diesem Briefwechsel nicht beteiligten Brüder durchaus ein, was die Wendung «ir mini bruoder», aber auch das Anredepronomen «uch» beweist. Friedrich äusserte seinen Willen, eine Nähe zwischen den Brüdern zu erhalten und zu schaffen. Ob dieses Interesse durch persönliche Neigungen motiviert war oder ob Friedrich die Aufgabe zukam, einen zwischenbrüderlichen Zusammenhalt zu generieren, kann aufgrund der Quellenlage nicht bestimmt werden.

In einem anderen Fall entstanden bei gemeinsamen Geschäften zweier Brüder Unstimmigkeiten und Loyalitätszweifel. Grund für den Unfrieden waren Caspars Geldschulden, welche er nicht begleichen konnte, weil Anton ihm die Schulden seinerseits nicht bezahlte.

> «Lieber bruoder so weyst du wie du mir schuldig pist und hast mir nie nüt geschickt und weyst ouch in wass nötten dass ich pin und ouch zwey moll so ich zu dir also widt gritten pin und mich inn solichen grossen schulden gstec[...] han mit dem Anthony Stamp und mit dem Nickolo Korn, dan wan du mich nit vertrostett hettest zo helffen, so hette ich mich nit drin gsteckt [...]»[362]

Caspar klagt seinen Bruder an, dass er ihm in Bezug auf seine Verschuldung erst Hilfe zugesprochen habe und jetzt nicht zahle. Wie Caspar in den monetären Engpass geriet, bleibt unklar, doch kann davon ausgegangen werden, dass sein Bruder ihn damals vertröstet hatte. Im Antwortbrief nimmt Anton Bezug auf diese Anklage, beteuert seine «bruoderliche liebe» und äussert sein Bedauern, dass er das Geld selber nicht habe und es somit auch nicht zurückzahlen könne.

> «Nun aber lieber bruoder Caspar so ist nitt weniger du bist allhie zu anderen mall gewesst ist mir ouch, ich habe dier alle bruöderliche liebe erzaigt, so mir moglichen gewesset ist. [...] Sonder ist alless auss truwen bruoderlichen hertzen

---

354 Vgl. Ruppel 2006, S. 109. Hans Medick und David Sabean verstärken diese Aussage mit der These, dass die emotionalen Bindungen zwischen Geschwistern beim Aufwachsen in verschiedenen Haushalten sogar stärker seien als beim Aufwachsen im gleichen Haus, vgl. Medick/Sabean 1983, S. 46.

355 Lexer 1992, S. 255: unmuoze: Mangel an Zeit, Beschäftigung, Mühe.

356 Lexer 1992, S. 195: sît: da, weil.

357 StAGR D II a 1.12a 2.

358 StAGR D II a 1.12a 1.

359 Lexer 1992, S. 126: lîden: ertragen, sich gefallen lassen.

360 Wohl: vorankommen, in Erscheinung treten.

361 StAGR D II a 1.3a 1.

362 StAGR D II a 2.3k 1.

geschehen. Hett ich ouch etwass im hertzen gehabt das du von mir begertt hettest, es wer dir furwar nitt versagt, unnd wan ich es gehabt hett, nitt allain wolt ich dier geben haben das geldt so ich dir schuldig bin, sonder zu deinem nutz vill mererss, nun so waist mein lieber bruoder das ich es nitt gehabt hab.» [363]

Anton beteuert, dass er Caspar das Geld sofort geben würde, wenn er es hätte, er betont seine Loyalität und sein Wohlwollen gegenüber seinem Bruder. Dass sich dabei monetäre Angelegenheiten und die Beteuerung von «treuwe bruoderlichen hertzen» überschneiden, zeigt einmal mehr die Verwobenheit von emotionaler Nähe und monetären Interessen. [364] Das brüderliche Zusammenleben beinhaltete sowohl gemeinsame Geschäfte zu führen als auch freundschaftliche Neigungen zu empfinden und diese auszudrücken.

In der gegenseitigen Anrede bedienen sich die Brüder durchgehend der 2. Person Singular. Dies gilt für die deutsche Sprache gleichermassen wie für die Briefe in Latein oder in Italienisch. [365] Der Empfänger wurde mit «hertz lieber bruder» [366], «fratello mio charissimo» [367] oder «charissime frater» [368] angesprochen. Auch wurde zu Beginn des Briefes «bruederliche treui» [369] zugesichert oder die Loyalität mit der Unterschrift verbalisiert: «il tuo fidelissimo fratello» [370]. Die sich wiederholende und somit überpräsente Anrede des Empfängers im Brief wird geradezu darauf angelegt, die Brüderlichkeit zu unterstreichen. Diesbezüglich ist Rudolfs Aussage hinsichtlich seiner Geldverteilung interessant:

«Und den gebendt mainem lieben bruoder Kasper auch darfon wass er will, dan er hatt sich also bruoderlich mitt mier gehaltten.» [371]

Rudolf lässt, wie weiter oben in Bezug auf Geldflüsse schon besprochen wurde, seinem Bruder Caspar Geld zukommen, weil sich dieser «also bruoderlich» erwiesen habe. [372] Was Rudolf darunter versteht, erwähnt er nicht. Und doch kann festgehalten werden, dass eine brüderliche Handlung etwas positiv Konnotiertes war, das Rudolf mit einer Gegenleistung vergelten wollte.

Mit Blick auf die adjektivische Verwendung des Begriffs «bruoder» und in Erinnerung an Klaus van Eickels These, dass man nicht ein Bruder ist, sondern sich als solchen erweist [373], stellt sich die Frage, ob auch Nichtverwandte sich brüderlich verhalten konnten. Dementsprechend soll untersucht werden, ob die am Briefwechsel Beteiligten auch weitere, nicht Blutsverwandte, als Bruder bezeichneten. Ein Brief von Friedrichs Schwager ist diesbezüglich interessant. Zwar beginnt Johannes Travers (der Sohn von Friedrichs gleichnamigem Schwiegervater) den Brief mit den Worten: «fründtlicher lieber schwager» [374] und beendet ihn mit: «din williger schwager Hans Traverss der jünger» [375]. Er verwendet also in Anrede und Gruss die unmissverständliche und den tatsächlichen Verwandtschaftsverhältnissen entsprechende Bezeichnung. Adressiert ist der Brief jedoch an «meinen lieben bruoder [...] Fridrich von Salis zu Samaden» [376]. Entsprechend ist zu bezweifeln, dass die Terminologie «bruoder» an Konsanguinität gebunden war. In Anlehnung an die Beobachtung, dass Johannes Travers seinen Schwiegersohn «sun» nannte, ist diese Anrede bloss konsequent.

Die stete Ansprache des Bruders als solchen im Verlauf des Brieftextes sowie die Loyalitätsbeteuerung in Anrede und Gruss perpetuierte stets die Brüderlichkeit als solche. Ihr Selbstverständnis schloss gemeinsame Geschäfte, gegenseitiges Vertrauen und emotionale Regungen mit ein. Der von Friedrich erwünschte rege Schreibfluss weist auf eine angestrebte Nähe durch Beziehungsmedien hin. Die Tatsache, dass Friedrich Geschäfte für seinen Bruder mit der Motivation, dass es «also sin soll» [377], erledigte, wirft die Frage nach innerfamiliären Rollenverteilungen unter den Brüdern auf. Inwiefern mussten diesbezüglich Hierarchieverhältnisse berücksichtigt werden und wie kamen diese zustande?

363 StAGR D II a 2.3t 2.
364 Vgl. Medick/Sabean 1984, S. 31.
365 Vgl. beispielsweise für die deutschen Briefe StAGR D II 2.2g und StAGR D II 2.3k, für die italienischen Briefe StAGR D II 2.4nn oder StAGR D II 2.4x und für die lateinischen Briefe StAGR D II 1.43d oder StAGR D II 1.3e.
366 StAGR D II a 1.3a 1.
367 StAGR D II a 2.4x 1.
368 StAGR D II a 1.4d r.
369 StAGR D II a 1.12 1.
370 StAGR D II a 2.4nn 3.
371 StAGR D II a 1.13a 2.
372 Vgl. Kapitel 3.2.2.
373 Van Eickels 2009, S. 222.
374 StAGR D II a 1.26c r.
375 Ebd.
376 StAGR D II a 1.26c v.
377 StAGR D II a 1.12a 2.

4.2.2 «Ess hatt ein yeder sin burde zetragen»[378]

In Bezug auf Sukzessionsfragen war die Reihenfolge der Geburt in adligen Familien eine wichtige Ordnungskomponente.[379] Obwohl die Frage der Geburtenreihenfolge für die im kommunalen Gesellschaftsmodell eingegliederte Familie von Salis nicht mit einer Herrschaftsnachfolge in Verbindung gebracht werden kann, bleibt sie in Bezug auf Autoritätsverhältnisse und Rollenverteilungen der Geschwister untereinander interessant. Sophie Ruppel betont die strikte Festlegung geschwisterlicher Rollen, welche in adligen Familien gemäss der Geburtenreihenfolge verteilt wurden.[380] Ihre These der Positionierung des Einzelnen in der Relation zu den Lebenswegen der anderen macht auch für die vorliegende Familiensituation Sinn. Simon Teuscher sieht in der Geburtenreihenfolge jedoch keine legitimierenden oder verpflichtenden Aspekte und findet Gründe für Führungsrollen in politischen, also ausserfamiliären Belangen.[381] Um nachzuvollziehen, inwiefern die Geschwister im vorliegenden Fall gewisse Positionen einzunehmen hatten und dementsprechende Rechte und Pflichten wahrnehmen mussten, soll nun zunächst die Frage nach einer möglichen Geburtenreihenfolge in der vorliegenden Personenkonstellation thematisiert werden. Daraufhin wird diese dann mit den praktizierten Rollenmustern in Verbindung gebracht.

Lukas Vischer zufolge hatten Rudolf von Salis und Anna Misani fünf Söhne, welche von diesem in der folgenden Reihenfolge aufgezählt werden: Rudolf, Caspar, Friedrich, Anton und Johann Baptista.[382] Ob Vischers Reihenfolge der Söhne einer Anordnung nach Jahrgang entspricht, kann nur bedingt beurteilt werden, da alle Geburtsdaten ausser dasjenige von Friedrich unbekannt sind. Dieser wird schon von Nicolaus von Salis-Soglio als «der dritte von sieben Söhnen» eingereiht.[383] Im als verbindlich geltenden Stammbaum, der 1941 von Anton Sprecher erstellt wurde, werden die Söhne jedoch in einer anderen Reihenfolge aufgezählt.[384] Pikanterweise schweigt sich die Literatur der Familiengeschichte über Töchter aus, obwohl im Stammbaum deren drei aufgeführt sind.[385] Da diese jedoch vom vorliegenden Briefwechsel weder unmittelbar betroffen sind, noch darin erwähnt werden, wird dieser Ignoranz hier nicht entgegengewirkt.

Die Unklarheit der männlichen Geschwisterreihenfolge aus Rudolfs erster Ehe lässt für eine fruchtbare Verknüpfung mit innerfamiliären Beziehungsstrukturen viele Lücken offen. Eine handschriftlich vorliegende «Genealogia» aus dem Jahre 1722 führt wieder eine andere Reihenfolge der Geschwister auf, hier ist Friedrich der Älteste, gefolgt von Johann Baptista, Anton, Rudolf, und Caspar.[386] Beachtet man die von Ruppel vertretene These des *Ius Aetatis*, so verdient diese Reihenfolge grosse Beachtung.[387] Immerhin ist es der oft in Samedan korrespondierende Friedrich, der aus Pflichtgefühl Geschäfte für Johann Baptista erledigte[388], der sich gegen eine Befremdung der Brüder untereinander aussprach[389] und der für seinen ermordeten Bruder Johann Baptista einstand und diesbezüglich seinen Vater und seine Brüder in einem Brief an die Bündner Obrigkeit vertrat[390]. Auch ist eine unmittelbare Nähe zum Vater auszumachen, der in einem Brief an Johann Baptista schrieb, dass ihm Friedrich «also lieb» sei.[391] Diese Neigung war durchaus gegenseitig. In diesem Sinne betont Friedrich Johann Baptista gegenüber, dass sich der Vater sehr für sie einsetze und fordert ihn auf, dies zu bedenken.

> «Ich pinn hir zuo Solotornn woll ein monatt gsinn, dann der vatter hatt daheymant zeschaffenn. [...] Unnd das unnser lieber vatter ouch vill me thuot, alss du woll weist.»[392]

Hinsichtlich der innerfamiliären Position Friedrichs sind die Briefe an seinen Bruder Anton besonders interessant. Dieser schien das Leben als Söldner in Wien und Innsbruck einer Heimkehr ins Engadin vorzuziehen. Friedrich hielt ihm vor, dass er mit mehreren «met-

378 StAGR D II a 1.17a 2.
379 Vgl. Spiess 1993, S. 454–471.
380 Ruppel 2006, S. 96.
381 Diese Beobachtung gilt für die städtische Gesellschaft um 1500 in Thun und Bern, vgl. Teuscher 1998, S. 48–57.
382 Vischer 1952, S. 330.
383 Dazu gehören auch Hector und Josua, die Söhne aus Rudolfs zweiter Ehe. Vgl. Von Salis-Soglio 1891, S. 55.
384 Im Stammbaum sind die Kinder Rudolfs in der folgenden Reihenfolge aufgezählt: Johann Baptista (7/2), Friedrich (7/3), Caspar (7/4), Anton (7/5), Anna (7/6), Maria (7/7), Rudolf (7/8), Hector (7/9), Josua (7/10), Anna (7/11), vgl. StAGR CB III.
385 StAGR CB III 518: Anna 7/6, Maria 7/7, und Anna 7/11.
386 StAGR B 1063.
387 Vgl. Ruppel 2006, S. 124–141.
388 StAGR D II a 1.12a.
389 StAGR D II a 1.3a.
390 StAGR D II a 1.15b.
391 StAGR D II a 1.2 r.
392 StAGR D II a 1.3a 1.

zen»[393] und unehelichen Kindern zusammenlebe und für dieses Leben seine Ehefrau und Kinder verlassen habe, was gemäss Friedrich «wider Gott», «wider dich selbs» und «wider din eere» war.[394] Ein paar Monate später hatte sich an der Situation nichts geändert und Friedrich schickte Anton erneut Vorwürfe zu: Er sei zu oft im Wirtshaus, habe seine Ehefrau verlassen und verkehre in Freudenhäusern. Mit seinem «getloss leben» handle sich Anton nicht nur die «straff von Gott» ein, vielmehr sei es ihm «ouch am guott nitt wenig nachteilig».[395] Damit erwähnt Friedrich schon zum zweiten Mal Antons möglichen Verlust am «houptguott»[396]. Diese Thematik lässt danach fragen, ob Anton einen kollektiven Besitz gefährdete oder ob man ihm durch sein Verhalten seine Erbteile kürzen würde.[397] Sophie Ruppel versteht die Erwartungshaltung des Ältesten an einen ehrenhaften Lebenswandel der jüngeren Geschwister «als Gegenleistung für die Aufrechterhaltung des Anspruchs auf die Vermögensanteile».[398] Obwohl diese These für adlige Geschwister hundert Jahre später aufgestellt wurde, fällt die Beflissenheit Friedrichs in Bezug auf Antons Lebensverhältnisse auf. Vielleicht fungierte das Argument des Hauptbesitzes auch als materielles Druckmittel, auf dass der Bruder zurückkehren würde, denn das war, was Friedrich von Anton verlangte:

> «Ia du solt haim khommen by wib und khindt husen, alss göttlich und billich[399] ist. So gsich ich nitt allein das du ess nitt thuost, sonder ich gspür das du ess ouch nitt woll verguott hast, das mir hertzlichen leidt ist. Dan Gott weisst wie ich dir guots gunne, dinenthalben ouch bekhummrett bin, alss der ich welt das dir bass gieng, das dan ouch gschäch, so du dir raten liessest und mitt Gott bass hussetest.»[400]

Friedrich teilte Anton zwar seine Forderung mit, hatte aber bereits eingesehen, dass seine Briefe das angestrebte Ziel verfehlten. Dies zu akzeptieren, fiel Friedrich schwer. Indem er Anton gegenüber sein Wohlwollen äusserte, wollte er ihn durch seinen Rat eines Besseren belehren. Trotz Aufforderungen, Moralpredigten und materiellen Druckmitteln leistete Anton dem Ruf nach Hause nicht Folge. Auch die hilflosen Bitten, welche Friedrich nach Innsbruck schickte, vermochten nichts auszurichten.

> «Ich bitten dich durch das liden Christi unserss herren [...], du wellest dich ergeben haimzekhommen, und dich under dem ioch ergeben und husen, wie ande[...] luthen ouch thuondt, und welst dich nitt also uffgeben.»[401]

Friedrich meinte zwar zu wissen, was für seinen Bruder gut sei, sein Handlungsraum diesbezüglich war jedoch begrenzt. So stand es ihm zwar zu, seinen Bruder zu belehren. Die Macht ihn zu zwingen, hatte er nicht. Interessant ist auch die Aufforderung Friedrichs, dass Anton sich «under dem ioch ergeben» solle. Durch sein Wegbleiben entging Anton der schicksalshaften Heimkehr, doch schien dies gar nicht in die damalige Konvention zu passen. Späteren Briefen ist zu entnehmen, dass Friedrich nicht müde wurde, Anton immer wieder zur Rückkehr aufzufordern.[402] Im letzten erhaltenen Brief an den Bruder schreibt Friedrich, nach einer langen Zeit des vergebenen Bittens etwas gelassener:

> «Du hast mir nie gevolgt, so du ess aber noch thetest, wurdss dich nitt ruwen.»[403]

Tatsächlich darf angenommen werden, dass Anton bis zu seinem Tod im Jahre 1558 nie ins Engadin zurückgekehrt ist, obwohl er Besuche in Erwägung gezogen hatte.[404] Dennoch hielt der Briefverkehr zwischen ihm und den Brüdern beziehungsweise dem Vater an, was mehrere erhaltene Briefe beweisen.[405] Inhaltlich wurde in diesen Briefen Geschäftliches, Politisches und immer wieder Neues bezüglich eines Rechtsstreits mit einem gewissen Ela Barbletta abgehandelt. Ausserdem besuchte Caspar seinen Bruder Anton und fungierte als Bote zwischen Friedrich, dem Vater und Anton.[406] Auch erlitt Antons Erbe keine bedeutende Schmälerung, was dem

393 Lexer 1992, S. 139: Metze: Hure.
394 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf einem Brief vom 15. Dez. 1549, zitiert nach: Vischer 1952, S. 354f.
395 Vgl. StAGR D II a 1.17a 1.
396 So auch im Brief vom 15. Dez. 1549, zitiert nach: Vischer 1952, S. 355.
397 Vgl. Kapitel 3.2.1.
398 Ruppel 2006, S. 161.
399 Lexer 1992, S. 21: billich: gemäss, von rechts wegen.
400 Vgl. z. B. StAGR D II a 1.17a 1.
401 StAGR D II a 1.17a 2.
402 Vgl. StAGR D II a 1.19d r, StAGR D II a 2.3j und StAGR D II a 2.3m.
403 StAGR D II a 2.3m r.
404 Zum Beispiel für den Winter 1556/57, diesen Besuch kündigte er im Brief an den Vater an, legte dann aber Friedrich dar, dass es doch nicht klappe, vgl. StAGR D II a 2.2f bzw. StAGR D II a 2.2g.
405 StAGR D II a 1.25b, StAGR D II a 2.2f, StAGR D II a 2.2g, StAGR D II a 2.3k, StAGR D II a 2.3t, StAGR D II a 2.3i, StAGR D II a 2.3j und StAGR D II a 2.3m.
406 StAGR D II a 1.25b 4.

letzten erhaltenen Brief von Friedrich an Anton zu entnehmen ist:

> «Wiewoll min ernstlicher ratt were, du khomest haim [...]. Darzuo so hast du nun ein einige tochter, und inkhommenss zuo einess Edelmans staatt[407] zuo volfüren meer dan gnuog.»[408]

Die Tatsache, dass Anton in seinen Briefen zwar die Frau Friedrichs, aber nie seine eigene grüssen liess, deutet darauf hin, dass er sich von dieser Verbindung distanziert hatte.[409] Dennoch wies er Friedrich wiederholt an, sich um sie zu kümmern.

> «Annderss waiss ich dir auff diss mall nicht zu schreibenn dann allainn ich dich bittenn will du wellest dier mein weib unnd khind hauss unnd hoff truwlichen befolhen lassen sein.»[410]

Friedrich sorgte sich nicht nur um die verlassene Ehefrau und deren Tochter, er sicherte Anton auch zu, dass er sich um ein uneheliches Kind gekümmert hätte.[411] Ausserdem ist es ebenfalls Friedrich, der mit Heinrich Bullinger in Bezug auf die Erziehung seiner beiden Habbrüder Hector und Josua korrespondierte.[412]

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Friedrich nicht nur die Geschäfte der abwesenden Brüder führte, sondern sich auch um verschiedene Familienmitglieder kümmerte. So widmete er sich der von Anton verlassenen Ehefrau und deren Kinder und scheute sich nicht davor, auch unehelichen Nachwuchs zu erziehen. Ausserdem übernahm er in der Erziehung seiner Habbrüder Verantwortung und war bedacht, einen Zusammenhalt unter den Brüdern zu generieren. Doch nicht nur in sozialen und bildungspolitischen Bereichen war Friedrich die Hauptansprechperson der Familie, durch seine Kenntnisse in politischen und rechtlichen Angelegenheiten fungierte er auch als Sprachrohr gegen aussen. Vielleicht nahm sich Friedrich wegen der Wahrnehmung solcher Pflichten das Recht, seine Brüder anzuweisen und ihnen einen bestimmten Lebensrhythmus vorzuschreiben. Die Tatsache, dass Friedrich keinen Militärdienst leistete[413], erlaubte es ihm wohl auch, sich in den erwähnten Bereichen umso mehr einzusetzen. Obwohl Friedrich so viele Pflichten wahrnahm, blieb ihm keine andere Macht als die der Argumente, um Einfluss auf seine Brüder auszuüben. Diese waren ebenso moralischer als ökonomischer Natur. Ob nun all diese von Friedrich wahrgenommenen Aufgaben nur etwas damit zu tun hatten, dass er vielleicht der Älteste war, darf angezweifelt werden. Eher gilt es Simon Teuschers These zu bedenken, nämlich dass auch andere Faktoren für das durchaus existente Rollenverhalten verantwortlich gemacht werden können.[414] Dies dürften im Falle Friedrichs auch besondere Kenntnisse in politisch-rechtlichen Belangen und durch häufige Korrespondenzen ausgeweitete Beziehungsnetze gewesen sein. In diesem Sinne ist nicht unbedingt von einem durch die Geburt vorgegebenen Hierarchieverhältnis auszugehen, sondern eher von einer sich aus diversen Gründen einbürgernden Rollenverteilung. Weil kein unbedingter Gehorsam beobachtet werden konnte, kann auch nicht von einer Hierarchie gesprochen werden, vielmehr hatte, wie Friedrich es Anton zuschrieb, jeder der Brüder seine eigene, ihm zugeteilte «burde zetragen»[415].

4.2.3 Erben und Trauern

Natürlich ist im Hinblick auf familiäre Beziehungstypen und Rollenverhältnisse dem Hinweis von David Sabean und Simon Teuscher, das Erbe und dessen Verteilung zu beachten, Rechnung zu tragen.[416] Unter Berücksichtigung der «codifications of law and custom»[417] werden wir vorliegend mit verschiedenen Problemen konfrontiert: Einerseits ist für das 16. Jahrhundert kein einheitlich gültiges Recht im Gotteshausbund auszumachen. Deshalb ist von einem kommunal zu differenzierenden Erbrecht auszugehen.[418] Welches Recht trat in

---

407 Lexer 1992, S. 208: stat: Stand, Lebensweise, Würde.

408 StAGR D II a 2.3m r.

409 Z. B. StAGR D II a 1.19d und StAGR D II a 1.25b.

410 StAGR D II a 1.25b 5 und auch StAGR D II a 2.2g v: «Weytter lieber bruoder will ich dich hertziklichen gebettenn haben du wellest dier mein weib und khind, sambt der gantzen haushab furbefolhen haben.»

411 «Das khindt aber solltest du mir zuogschickt haben, ich hetts ouch schon wellen erzühen.» Zitiert nach: Vischer 1952, S. 355.

412 Bullinger erzog nicht nur den Sohn Friedrichs, sondern auch seine Halbbrüder. Bullingers Korrespondenz 1905, z. B. die Briefe Nr. 62, 67. 158 und 161.

413 Vgl. Kapitel 2.2.

414 Vgl. Teuscher 1998, S. 48–57.

415 StAGR D II a 1.17a 2.

416 Sabean/Teuscher 2007, S. 1–32.

417 Ebd., S. 2.

418 Meyer-Marthaler, Elisabeth: Rechtsquellen und Rechtsentwicklung im Gotteshausbund, in: Historisch-antiquarische Gesellschaft des Kantons Graubünden (Hg.): Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund. Zum Gedenken an die Gründung des Gotteshausbundes am 29. Januar 1367, Chur 1967, S. 91–128.

Kraft, wenn Vater Rudolf nach Promontogno ins Bergell zog, seine Güter aber in Samedan der Verwaltung oder dem Besitz seines Sohnes Friedrich überliess? Wurde das Erbe zu Lebzeiten des Vaters aufgeteilt oder hatten die Söhne bloss ein Nutzungsrecht der zu bewirtschaftenden Güter? Ausserdem gälte es zu fragen, inwiefern diese Erb- oder Nutzungsrechte in schriftlicher Form [419] festgehalten und eingehalten worden sind oder ob diesbezüglich mündlich überlieferte Erbschaftsbräuche schriftliches Recht dominierten. Solcherlei Fragen kann im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht nachgegangen werden; sie stellen für den zu untersuchenden Raum ein Desiderat dar. [420] In der folgenden Schilderung wäre eine konkrete Kenntnis der Erbpraktiken in den Drei Bünden ohnehin äusserst bedingt von Nutzen, da der zu beerbende Bruder in Leutschau [421] starb. In diese Richtung ritten Friedrich und Caspar im Sommer 1558, mit dem Ziel, die Angelegenheiten ihres verstorbenen Bruders Anton in Ordnung zu bringen. Im Gepäck hatten sie wahrscheinlich ein Schreiben, welches sie zur Beerbung ihres Bruders bemächtigte. [422] Dieses Dokument berechtigte Friedrich und Caspar zu einer Erbschaft durch die «liplich und eelich gebrüdern dess [...] houptman Anthoniss von Salis säligen» und erklärte das diesbezügliche Einverständnis der Ehefrau und der Tochter sowie die

> «guotte[r] bewilligung dess furnemen Marchionss Balzar, iress eelichen manss, unnd Florini Balzarss iress Schweherss». [423]

Durch dieses Schreiben wurden Antons Tochter Lucretia und ihre angeheiratete Familie nicht nur enterbt, sondern auch von allen eventuellen Schulden entlastet, welche bezüglich der Geschäfte von Anton von Salis ausserhalb der Drei Bünde eventuell entdeckt würden.

> «Also und dermassen, das der bemelt frow Lucretien, noch iren erben und nachkhommenden, an allem dem, so zuo gewin oder verlurst durch iren herren vatter säligen, an allen orthen und enden, usserhalb der dryen pundthen land, verlossen, gantz nichts zuo gewinnen noch zuo verlieren stande. Sonderss alless den ermelten beyden gebrüderen Fridrich und Casper haimdienen, nutzen und schaden sölle.» [424]

Das Dokument trägt das Siegel des Ammanns des Oberengadins, wohl Johann Anton Misani, und beginnt mit den folgenden Worten:

> «Ich Jan Thön zuo Samaden sesshafft, und disser zytth aman Oberengandinss ob Fontana Merla, bekhen und thuon khundt in krafft diss brieffs [...]» [425]

Bei der Handschrift handelt es sich allerdings mit grösster Wahrscheinlichkeit um diejenige Friedrichs. [426] Inwiefern Friedrich Schreibarbeiten für den Ammann erledigte oder ob er im vorliegenden Fall aus Eigeninteresse auch einen rechtlich eigenmächtigen Schritt wagte, kann nicht beurteilt werden. Mithilfe dieses Dokuments wurde jedenfalls das Erben durch Caspar und Friedrich in der Ferne legitimiert. Ausserdem konnten sie mit dieser Schrift belegen, dass sie tatsächlich die Brüder und Erbberechtigten des verstorbenen Anton von Salis waren.

In Wien angekommen, beschloss Friedrich aus gesundheitlichen Gründen dort zu bleiben, während Caspar alleine nach Leutschau ritt. [427] Die 17 Briefe zwischen Friedrich und Caspar, welche aus jener Zeit erhalten sind, wurden innerhalb eines Monats geschrieben und dienten der gegenseitigen Information in Bezug auf das Erbe Antons.[428] Dabei spielten Geschäfte rund um das Söldnerwesen, Antons besondere Stellung zum Kaiser und Kontakte zu verschiedenen Leuten vor Ort eine wesentliche Rolle. In einem Brief schreibt Friedrich an Caspar, was er tun solle:

---

419 Zu den schriftlichten Rechtsquellen vgl. Schorta Andrea (Hg.): Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden. Erster Teil. Der Gotteshausbund 1.–4. Band, Aarau 1980–1985 (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden).

420 Vgl. für den Umgang mit Rechtsformen im Zusammenhang mit ihrer Verschriftlichung für das Gebiet zwischen dem Jura und den Voralpen: Teuscher, Simon: Erzähltes Recht. Lokale Herrschaft, Verschriftlichung und Traditionsbildung im Spätmittelalter, Frankfurt am Main 2007 (Campus Historische Studien 44).

421 Leutschau befindet sich im Nordosten der heutigen Slowakei.

422 StAGR D II a 2.4l.

423 StAGR D II a 2.4l 1.

424 Ebd.

425 Ebd.

426 Ich danke Ursus Brunold für die Bestätigung meines Verdachts.

427 In diesem Sinne schreibt Friedrich von Wien nach Leutschau: «[...] dan ich hett woll alss bald der reyss schwere und mühsälikheiytt nitt mögen erduren.» StAGR D II a 2.4p 1.

428 StAGR D II a 2.4z, StAGR D II a 2.4p, StAGR D II a 2.4q, StAGR D II a 2.4r, StAGR D II a 2.4s, StAGR D II a 2.4u, StAGR D II a 2.4v, StAGR D II a 2.4x, StAGR D II a 2.4y, StAGR D II a 2.4aa, StAGR D II a 2.4bb, StAGR D II a 2.4cc, StAGR D II a 2.4dd, StAGR D II a 2.4ee, StAGR D II a 2.4ff, StAGR D II a 2.4gg, StAGR D II a 2.4nn.

«Erfrag den hernn Schrötter was unser buoder sälig alhie für blunder[429] habe. Und wo das tuoch, und silberni ubergültne sternen ligend die er khoufft hatt sich zuo bekleiden. [...] Loss dir zusinnen gon das du unserss Anthoniss säligen ross und gewerinen mitt dir bringest, sampt kleyderen, und so ettwas versetzt were, so thuo das best wie du magst und löss ess, und brigss mitt dir von eeren wegen. Darzuo so will ich sölliche ding zu unserss liebsten abgestorbnen bruoderss ewige gedechtnuss nitt von handen lossen [...] Ich mag ouch nitt glouben, das unser bruoder sälig nitt etwas gelts an parschafft hinder im hab verlossen, darumb ergrunde alles von Schrotter.»[430]

Friedrich wies Caspar an, den «blunder», also den Hausrat Antons, ausfindig zu machen. Darunter sollten sich wertvolle Dinge wie teurer Stoff und Gegenstände aus Edelmetall befinden. Auch sollte Caspar Antons Pferd, seine Waffen und Kleider finden. Schlussendlich vermutete Friedrich auch noch etwas Bargeld unter Antons Besitztümern.

Sein Interesse an diesen Sachen begründet Friedrich mit der Absicht das «ewige gedechtnuss», also die Erinnerung an den Bruder zu beleben. Neben dem Andenken an Anton richten sich die Interessen Friedrichs jedoch klar auf Wertgegenstände aus. Die Absichten, welche die Brüder veranlasste, eine derart weite und risikobehaftete Reise anzutreten, waren ebenso materiell wie emotional motiviert. Während ihnen eine Bereicherung durch den Besitz des Bruders willkommen gewesen wäre, waren sie auch am ideellen Wert der persönlichen Besitztümer interessiert.[431] In Bezug auf Antons finanzielle Lage mussten sich Caspar und Friedrich im Umfeld vor Ort Informationen einholen, da sie allem Anschein nach über Antons Besitzverhältnisse nicht im Bilde waren. Aus diesem Grund waren die Brüder auf die Aussagen verschiedener Leute angewiesen, welche sie in den Briefen austauschten und zusammentrugen. Was ein gewisser Augustin gesehen haben wollte, leitete Friedrich denn auch an Caspar weiter:

«So habe er under andrem gelt ouch einss säckelin gsehen mitt 42 stück golds und die wüsse er woll und eigentlich das sy nitt sindt ussgeben worden.»[432]

Derartige Mutmassungen sind in den Briefen oft zu lesen. Caspar und Friedrich mussten sich in Wien beziehungsweise Leutschau regelrecht in die Verhältnisse Antons einleben, um zu erfahren, inwiefern sie unter den Habseligkeiten ihres Bruders Wertvolles erwarten und einfordern durften. Dazu kontaktierten sie verschiedene Leute, welche Anton gekannt haben mussten.[433] Grundsätzlich wollte man den im Militär verdienten Lohn Antons einfordern sowie die eventuell von diesem schon getätigten Auszahlungen an die Söldner zurückverlangen.

«Hiemitt schicken ich dir dess Öbersten herren zalmeistern, dess herren Fuchsen fürschriben an den herren Khielman seinen dienern, den du dahinnen woll würdst erfaren, und in söllicher fürgschrifft inhalt, das er dir welle beholffen sein. Das dir ein urkhundt geben werde, wie lang unser bruoder sälig gedient, was er empfangen und ime unbezalt beliben. [...]. Hienebent aber luog sonderlich, das du ouch ein volkhommne raytung mitt dir bringest, nitt allein der besöldungen und restantzen[434], so man unserm bruoder säligen zethund schuldig, sonder ouch dess gelts, so er auss dem seinen den knechten fürgsetzt hatt. Damitt wir alhie einss mitt dem andren erfordren mögen.»[435]

Neben dem hier erwähnten persönlichen Empfehlungsschreiben des Oberzahlmeisters, aufgrund dessen sich die Brüder korrekte Abrechnungen erhofften, hantierten sie auch mit schriftlichen Aufstellungen über den Zahlungsverkehr. Diese sollten es ihnen erleichtern, Forderungen zu stellen.

Während den Verhandlungen betonte Friedrich mehrmals, wie wichtig ihm die Sicherheit Caspars sei. Mit all den Anweisungen und Empfehlungen forderte er diesen auch in jedem Brief auf, möglichst bald zurückzukehren.[436] Die Tatsache, dass Caspar dann tatsächlich erkrankte,[437] schien Friedrich derart zu verängstigen, dass er seinen Bruder bat, trotz unverrichteter Dinge zurückzukommen.

---

429 Lexer 1992, S. 23: blunder: Hausgerät, Kleider, Wäsche, Bettzeug.

430 StAGR D II a 2.4p 2f.

431 Vgl. Medick/Sabean 1984, S. 31.

432 StAGR D II a 2.4p 3.

433 Besonders oft kommen Herr Schrötter, Herr Khieman, Herr Berschacher, Herr Fuchs und der Vetter Peter Khorn vor, vgl. z. B. StAGR D II a 2.4r, StAGR D II a 2.4p und StAGR D II a 2.4q.

434 Idiotikon VI , Sp. 1507: (Chauf-)Rëstanz: Der nicht abbezahlte Teil einer (Kauf-)Summe.

435 StAGR D II a 2.4q r.

436 Z. B. StAGR D II a 2.4q r.

437 «Ich, lieber bruoder, pin hie in die Leytzsch mechtig hart kranck gelegen gsin 12 gantzer tag, dass ich nit auss dem pett hab mogen komen und mich die doctoress tott geschetzt hatten.» StAGR D II a 2.4z 1.

«Ma se tu fossi talmente infermo che non il potesti fare senza periculo della sanità tua, non il farai a modo nissuno. Perché senza comparatione è di più la vita che la robba. [...] Charissimo mio fratello non ti affanare per conto di robba, piglia le cose con destrezza, et se siamo astretti a passar con patientia la perdita dil nostro charissimo fratello Antonio maggiormente far il dobbiamo con la robba.»[438]

In der Angst um das Leben des erkrankten Caspars dachte Friedrich auch an den verstorbenen Anton. Dabei betonte er, dass sie, wenn sie schon mit dem Verlust Antons weiterzuleben gezwungen waren, auch das Abhandenkommen seiner Besitztümer verkraften würden. Friedrichs Worte, das Leben an sich sei mehr wert als Besitztümer, zeugen von einer Einstellung, welche nicht auf eine isolierte Fokussierung auf eine materiell ausgerichtete Erbschaft zurückzuführen ist. Auch wenn Friedrich und Caspar eine weite Reise und das damit verbundene Risiko auf sich nahmen, um die Hinterlassenschaft des verstorbenen Bruders auszuschöpfen, so kann nicht von einem bloss materiellen Interesse ausgegangen werden. In den Briefen überwiegen zwar Diskussionen über ausstehende Beträge, Schuldigkeiten und Wertgegenstände. Nur am Rande wurde das Erbe als emotional behaftete Erinnerung benannt. In dem Moment, als sich das aufwendige Vorgehen als fruchtlos zu erweisen drohte, wird jedoch klar, dass die materielle Beflissenheit auch Grenzen kannte.

Die zunächst in monetärer Hinsicht unergiebig erscheinende Reise erwies sich dann doch noch als interessantes Geschäftsunterfangen. Den konkreten Forderungen zufolge wohl eher gegen Ende ihres Aufenthaltes, schrieben die Brüder den Kaiser höchstpersönlich an. Im überlieferten Bestand liessen sich drei Exemplare ein und desselben Briefes finden. Zwei Abschriften des undatierten Briefes sind in deutscher Sprache verfasst, die dritte in Latein. Die Brüder fragten nicht nur nach dem ausstehenden Sold Antons, sondern klagten auch, dass Anton sein Erbe zugunsten seines Dienstes für den Kaiser vergeudet habe:

«Und diewill nun der supplicanten bruoder sälig, dero treulichest und underthenigest gedient hatt biss zum endt seiness lebenss, zu wellichem dienst er ouch seiness ererbten guots zum teill verthon.»[439]

Die Brüder forderten einerseits den noch nicht ausbezahlten Sold Antons und andererseits eine Entschädigung für dessen Ausgaben als Hauptmann. Einer «Copey dess Ausszugss dess houptman Anthonj von Salis säligen»[440] zufolge standen 495 Gulden Sold noch aus. Ausserdem wollte der Kaiser die Brüder mit zusätzlichen 430 Gulden entschädigen. Gemäss einem Brief von Friedrich an Heinrich Bullinger vom 8. Oktober desselben Jahres sind die beiden Brüder in Wien vom Kaiser «digne admodum» beschenkt worden.[441] Es ist also davon auszugehen, dass Friedrich und Caspar von der beschwerlichen Reise mit vollen Taschen zurückkamen.

Zusammenfassend lässt sich aus der erzählten Geschichte einer Erbpraxis schliessen, dass Friedrich und Caspar sich durchaus wegen erhofften finanziellen Gewinns auf die weite Reise einliessen. Die Art und Weise, wie sie die Tochter Antons und deren angeheiratete Familie aus der Erbschaft ausschlossen, erscheint in Anbetracht des schlussendlichen Gewinns etwas suspekt. Dennoch dürfen die Brüder nicht bloss als gierige Erben dargestellt werden. In der wiederholten Erwähnung Antons und in der Angst, welche Friedrich um Caspar ausdrückte, konnten auch emotionale Regungen beobachtet werden. Der angestrebte finanzielle Gewinn schliesst eine Trauer um den Verlust des Bruders nicht aus.

4.3 Über die Macht und Ohnmacht der Frau

Im bis anhin gezeichneten Beziehungsgeflecht von Vater, Söhnen, Schwiegervätern und Schwägern fehlt bisher beinahe gänzlich die Perspektive auf weibliche Vertreter, welche in einer derartigen Konstellation selbstverständlich omnipräsent sind. Auch macht die These, dass die Personen in kernfamilialen Gefügen zusammenlebten und einen Haushalt führten, die Frau als Teil dieser Gemeinschaft interessant. Obwohl keine von Frauen geschriebenen Briefe von den im Fokus stehenden Generationen erhalten sind, können durch ihre Nennungen doch einige Aussagen zu ihrer Position im familiären Netzwerk gemacht werden. Wie sehr sie Teil

438 StAGR D II a 2.4x 1f, Übersetzung d. V.: «Aber wenn du derart erkrankt bist, dass du es ohne deine Gesundheit zu gefährden nicht tun kannst, dann mach es unter keinen Umständen. Denn das Leben ist unvergleichbar mehr wert als die Ware. [...] Mein liebster Bruder, sorge dich nicht wegen der Ware [...] und wenn wir gezwungen waren, den Verlust unseres liebsten Bruders Antonio mit Geduld zu ertragen, wie viel leichter muss es uns mit der Ware fallen.»

439 StAGR D II a 2.5 h 1.

440 StAGR D II a 2.4jj r.

441 Bullingers Korrespondenz 1905, der Brief Nr. 122.

des Beziehungshandelns sind, zeigt der folgende von Anton an Friedrich gerichtete Brief:

> «Ich hab den Caspar bey mir lang auffgehaltenn, dardurch ich woll gedenckhen mag das mir sein schwahr ouch sein hausfrow[442] solichs nitt im besten auffnemen werdend. Unnd obe dieweil ich inn nitt von feindschafft wegenn alhie bey mir behaltenn hab, sonder auss bruoderliche liebe, so will ich dich bitten du wellest mich gegen innen verantworten.»[443]

Caspar hatte Anton in Wien besucht und verbrachte dort anscheinend mehr Zeit, als vorgesehen war. Um Caspars Fernbleiben zu entschuldigen, schreibt Anton einen Brief nach Samedan, in welchem er Friedrich bittet, sich diesbezüglich vor dem Schwiegervater und der Ehefrau Caspars zu verantworten. Dass zwischen Tochter und Vater auch nach der Heirat eine starke Verbindung existierte, wurde schon weiter oben am Beispiel von Ursina, der Frau von Friedrich, aufgezeigt. Karl-Heinz Spiess betont hinsichtlich einer derartigen Personenkonstellation die Rolle des ehelichen Güterrechts. Für die adlige Gesellschaft macht Spiess den Anspruch des Ehemanns auf eine vom Schwiegervater geleistete Heimsteuer geltend. Dieser als im Voraus ausbezahlter Erbteil zu verstehende Betrag diente der Frau als finanzielle Absicherung im Falle der Verwitwung. Die Auszahlung erfolgte in Bargeld oder in Form von Pfandgütern und verlangte nach einer Widerlegung seitens des Ehemannes. Diese entsprach in der Regel der Höhe der Heimsteuer, wurde aber vom Ehemann bezahlt und diente ebenfalls der Absicherung der Frau.[444] Obwohl in den Briefen keine direkten Hinweise auf derartige Zahlungen zu finden sind, kann Friedrichs Verweis auf den Handlungsspielraum von Antons Schwiegervater durchaus etwas damit zu tun haben. Dieser spielt in den Bitten Friedrichs um Antons Rückkehr eine Rolle.

> «Und loss dich nitt abwenden, das din wyb oder schweher hadrig[445] sindt. Du hast ein from ersam wyb, ein frommen schweher dess dich fröwen solst. [...] Ess lat dich din hussfrow, din Lucretia seer grüssen, bitten dich mitt weinenden ougen du wellest iren ingedenck sin, und sy fürbevolhen han. Und thuon was dir zuosteet, derglichen thuot ouch din schweher.»[446]

Friedrich schreibt Anton, dass er zurückkommen solle, auch wenn ihm seine Ehefrau und sein Schwiegervater nicht mehr gut gesinnt seien. Dabei teilt Friedrich der Ehefrau bloss die Rolle der hilflos Weinenden und Bittenden zu. Dem Schwiegervater hingegen steht etwas nur vage Erwähntes zu. Obwohl dies nicht näher ausgeführt wird, könnte es sich beim Vermerk «thuon was dir zuosteet, derglichen thuot ouch din schweher» um die erläuterte Heimfertigung und Widerlegung handeln. Mussten diese wegen dem andauernden Fernbleiben von Anton zurückbezahlt werden? Wenn sich diese Worte tatsächlich auf eine finanzielle Verpflichtung bezogen, inwiefern waren auch die im Engadin anwesenden Brüder und der Vater davon betroffen? Ohne diese Fragen beantworten zu können, soll Hans Medicks und David Sabeans Hinweis beachtet werden, die Frau nicht bloss als «‹Objekt› im materiellen und psychologischen Spiel der Männer»[447] zu betrachten.

Diesbezüglich erscheint eine Zuwendung zu der in den vorliegenden Briefen am Häufigsten erwähnten Frau, Ursina von Salis, sinnvoll. Aufgrund der vier erhaltenen Briefe von Friedrich an seine Ehefrau Ursina lassen sich einige konkrete Beobachtungen aufzeigen. In allen kommt eine ausgeprägte Fürsorge vonseiten Friedrichs zur Geltung, welche sich besonders um den labilen Gesundheitszustand seiner Frau dreht.[448] Dabei betont Friedrich nach konkreten Anweisungen zu einer möglichen Lösung für die gesundheitlichen Probleme Ursinas, dass ihm ihre Genesung und Gesundheit das Wichtigste auf der Welt seien.

> «Che sa Iddio che non ho cosa al mondo più a cuore che quella.»[449]

Die Sorge um Ursinas Gesundheitszustand teilte sich Friedrich mit seinem Schwiegervater Johannes Travers[450], und auch Anton schrieb aus Wien, dass er für die Genesung Ursinas ärztlichen Rat einholen wolle[451].

---

442 Häufige spätmittelalterliche Bezeichnung für die Ehefrau, vgl. Schwab Dieter: Familie, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Kosselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 253–301, S. 258.

443 StAGR D II a 1.25b 5.

444 Die Ausführungen in diesem Abschnitt beruhen auf Spiess 1993, S. 131–172.

445 Lexer 1992, S. 79: haderëht: zänkisch, streitsüchtig.

446 StAGR D II a 1.17a 2.

447 Medick/Sabean, S. 45.

448 StAGR D II a 1.18c, StAGR D II a 1.20a, StAGR D II a 1.20b und StAGR D II a 1.20c.

449 StAGR D II a 1.20b 1, Übersetzung d. V.: «Gott weiss, dass mir keine Sache mehr am Herzen liegt als diese.»

450 StAGR D II a 1.18b r, StAGR D II a 1.18d r und StAGR D II a 1.19b r.

451 StAGR D II a 1.19d r.

Diese Fürsorge unterstreicht die ohnehin in den Briefen häufige Präsenz Ursinas in auszurichtenden Grüssen.[452]

Neben dieser passiven Rolle der Umsorgten und Gegrüssten findet sich in Friedrichs Briefen zumindest ein Hinweis darauf, dass seine Frau auch Geschäfte in die Hand nahm, wenn auch bloss in seinem Auftrag. So fordert der in Tirano weilende Friedrich Ursina auf, während seiner Abwesenheit Zahlungen zu tätigen, deren Beträge er jedoch genau festschrieb:

> «Selli danari dil priore vegneranno, darai di quelli 10 rainesi a tuo padre. [...] Et poi per le scritture cr 30.»[453]

Diese zwar bloss einmalige Anweisung deutet darauf hin, dass Ursina während der Abwesenheit ihres Mannes diesen in gewissen Geschäften vertrat. Mathias Beer versteht die Ehefrau durchaus als «Gehilfin des Gatten in dessen beruflichem Wirkungsbereich»[454]. In den vorliegenden Briefen drehen sich Friedrichs schriftliche Mitteilungen aber vor allem um oberflächliche Reiseerfahrungen, um den Schreibfluss und das Ausrichten von Grüssen. Neben dem Gesundheitszustand seiner Frau erkundigt er sich auch stets nach dem Wohlergehen der Kinder.[455] Der Tod von Ursinas Bruder Thomas hält Friedrich ausserdem an, ihr diesbezüglich Trost zu spenden.[456] Was hingegen zu Ursinas Bereich zu gehören schien, ist die von Beer ebenfalls aufgeführte Haushaltstätigkeit.[457] Dies beweist der in allen Briefen thematisierte, weiter oben schon behandelte Güterfluss von Lebensmitteln.[458]

Interessant ist die Hinwendung zur semantischen Begriffsanalyse der Anredepraxis. Friedrich beginnt einen Brief an seine Frau mit den folgenden Worten:

> «Ursina mia charissima moglie & sorella ti aviso che hieri de sera son gionto a Tyrano sano et salvo.»[459]

Tatsächlich nennt Friedrich Ursina «Ehefrau und Schwester». Auch in einem der drei weiteren vorliegenden Briefe unterschreibt er mit «Mann und Bruder»[460]. Deutet dieser Ausdruck von Geschwisterlichkeit auf eine implizite eheliche Gleichberechtigung hin? Gemäss dem «Grande dizionario della lingua italiana» dient die Bezeichnung «sorella» auch der christlich konnotierten Verbundenheit durch die Taufe.[461] Somit bezieht sich Friedrichs Anrede wohl eher auf eine spirituelle Verwandtschaft.[462] Die der Terminologie anhaftende Gleichheit ist eher bezüglich einer transzendenten Ebene geltend zu machen, als dass sie etwas zur Stellung der Ehepartner innerhalb des familiären Netzwerkes aussagen würde.

In Bezug auf den Handlungsspielraum der Frau ist die Geschichte von Lucretia besonders interessant. Lucretia wuchs ohne ihren ständig abwesenden Vater Anton im Engadin auf. Ein einziger vorliegender Brief beweist, dass der Vater mit seiner Tochter überhaupt Kontakt pflegte.[463] Zusammen mit ihrer Mutter stand Lucretia unter der Obhut ihres Onkels Friedrich. Im Sommer 1557 fing dieser an, sich über ihre Vermählung Gedanken zu machen. Von Venedig aus, wo Friedrich gerade seines Amtes als Gesandter der Drei Bünde waltete, schrieb er diesbezüglich besorgte Briefe an seinen Bruder nach Wien:

> «Min beger were du khemest einest haim. Du hast ein einige tochter, die ist gäntzlich erwachsen, und ist vast ein schöne tugentrich jungfrow, derhalben ouch manbar. Nun wurd vast noch iren gstelt, sy ist mir an meer orten angeheist[464]. Ich gibi yederman den bescheid, du habest nun die tochter, und ich khönne sy on din ratt wüssen und willen nitt vermehlen, ob sy schon einss Fürsten son würde anfordren. [...] Und ich hab an iren gantz und gar khein zwiffell, sy werd dir volgen, und alless thuon so einer fromme tochter zusteett, wan sy namlich guots willenss ist. Yedoch min bruoder, das meidlin ist manbar, die welt ist listig, der uffsetzer[465] vill, ein jungfröwlinss hertz ist waich, und etwan bald betrogen. Und ich sag dir min Anthoni ich bin sin nitt one sorgen. Ess hatt sy Florin

452 Z. B. StAGR D II a 1.26e und StAGR D II a 2.2g.

453 StAGR D II a 1.20b 1, Übersetzung d. V.: «Falls das Geld vom Prior kommen wird, gibst du 10 Gulden an deinen Vater. [...] Und dann für die Schreiben 30 Kreuzer.»

454 Beer 1990, S. 172.

455 Vgl. StAGR D II a 1.18c, StAGR D II a 1.20a, StAGR D II a 1.20b und StAGR D II a 1.20c.

456 Vgl. StAGR D II a 1.18c.

457 Beer 1990, S. 172.

458 Vgl. Kapitel 3.2.1.

459 Übersetzung d. V.: «Ursina, meine liebste Frau und Schwester, ich benachrichtige dich, dass ich gestern abend gesund und unberührt in Tirano angekommen bin.» StAGR D II a 1.18c r.

460 StAGR D II a 1.20c 1.

461 «Nel linguaggio cristiano, ciascuna persona di sesso femminile in quanto figlia di Dio è affratellata a Gesù Christo attraverso il battesimo.» Battaglia, Salvatore: Grande dizionario della lingua italiana XIX, Torino 1998, s. sorella.

462 Auch Bernhard Jussen erwähnt diese Art von Verwandtschaft, vgl. Jussen 1997, Sp. 1599.

463 Im Brief vom 20. Dezember 1555 kündigt Anton weitere Briefe an, vgl. StAGR D II a 22.

464 Lexer 1992, S. 84: heizen: nennen, verheissen.

465 Lexer 1992, S. 242: ûfsetzer: betrüger.

Balzar für sinen son ernstlich heischen[466] lossen. [...] Ess sindt ander meer. In summa, sy machent mich sorgfeltig. Ich ligen ouch der Lucretien täglich an, das sy standhafft sige und dinen warte. Sy verheisst mirss ouch täglich, sy well on dich nichts thuon. Ich vertruwss ouch iren. Mitt dem allem aber wie gsagt ist, bin ich nitt on sorgen.»[467]

Friedrich lässt Anton wissen, dass seine Tochter «manbar», also heiratsfähig sei, und dass er deshalb zurückkommen solle, um sie zu vermählen. Friedrich kennt und nennt mehrere Interessenten und sieht im Umstand, dass Lucretia eine «schöne tugentriche jungfrow» sei, viele Gefahren. Er betrachtet sich selber nicht als berechtigt, Lucretia zu verheiraten, obwohl es seiner Meinung nach höchste Zeit dafür wäre. Weil er sich um das Mädchen Sorgen macht, nimmt er ihr, so schreibt er es mindestens an seinen Bruder, täglich das Versprechen ab, selber in dieser Sache nicht aktiv zu werden. Friedrich betont zwar sein Vertrauen in Lucretia, erwähnt jedoch wiederholt seine Sorgen in Bezug auf ihre Verheiratung. Gemäss Friedrich war ihr Vater für diese verantwortlich. Seine Aussage «ein jungfröwlinss hertz ist waich», sowie die Tatsache, dass Lucretia ihm wiederholt versprechen musste, «standhafft» zu sein, lässt allerdings auch nach dem Spielraum von Lucretia selber fragen. Inwiefern hatte sie die Möglichkeit, in der Partnerwahl eigenständige Schritte einzuleiten?

Die Sorge um Lucretia war nicht unbegründet. Nur sieben Tage später sah sich Friedrich gezwungen, Anton über die neuesten Geschehnisse zu informieren. Ausgerechnet dem Sohn des Florin Balzar, der Friedrich so gar nicht gefallen wollte, soll es gelungen sein, in der Abwesenheit Friedrichs Lucretia zu gewinnen. Der immer noch in Venedig weilende Friedrich erhielt diese Nachricht von einem Boten, den sein Vater Rudolf eigens wegen dieser Sache nach Venedig geschickt hatte. Auch erwähnt Friedrich im gleichen Schreiben einen weiteren Landsmann, der diese Nachricht bestätigt hatte, wie auch einen Brief seines Bruders Caspar aus Chiavenna.[468] Diesem eifrigen Informationsfluss zufolge war diese Nachricht von grosser Wichtigkeit. Friedrich zeigte sich ob dieser Neuigkeit enttäuscht und wütend:

«Dess ich nun ein grosse khumber und missfallen hab, und bedunckt mich ihie ess söllte gantz nitt sin, sonderlich das mir din tochter so offt und dick, und mitt dem aidt verhaissen hatt, sich nitt zuo vermechlen on din ratt wüssen und willen. Und ich khan dirss kheinss wegss zuoschriben, wie ichs mitt truren leid passiere, das sy unss all so unbillicher wyss soll betrogen haben. Das sy alles ungluck angang. Ja ich soll kheinem wybssbild min leben lang nichts mer glouben. Ich hett ein schloss uff sy bauwen. [...] Du magst nitt glouben, min Anthoni wie ess mir anligt, das unss die schnöden[469] bösen puren also söllendt umbzogen haben. [...] Sy habendss listeklich angriffen, und ess zuo end bracht, in minem abwesen. Wiewoll niemantz daran mer gefelt und unbillicher gehandlett hatt, dan Lucretia, wan wir all iren dess kheinss wegss vertruwt hettendt. Ich weiss im aber nicht anderss zethuon, dan Gott bitten, der mir dissen khumber uss dem hertzen nemme.»[470]

Friedrich fühlte sich durch seine Nichte betrogen. Im Brief kommt sein Unverständnis zum Ausdruck, dass er sich in Lucretia dermassen getäuscht haben konnte. Was Friedrich am Sohn von Florin Balzar nicht gefiel, kommt durch seine Wut den «schnöden bösen puren» gegenüber zum Ausdruck. Allem Anschein nach war ihm eine Einheirat in diese Familie für Lucretia nicht gut genug. Dass Friedrich von List spricht, mit welcher sie es «zuo end bracht» haben, deutet auf ein Interesse jener Leute an der vollzogenen Heirat hin. Obwohl Friedrich dies verpönt, bleibt für ihn Lucretia die Hauptschuldige. Gegen Ende des Schreibens zeigt sich Friedrich bekümmert und im Hinblick auf das Geschehene, welches nicht rückgängig zu machen schien, hilflos. Angesichts der Reaktion Friedrichs blieb ihm nichts anderes, als seiner Wut wehrlos zu begegnen und das Vollbrachte zu ertragen.

Die Frage, was denn konkret passiert ist, wird im Brief nur indirekt konkretisiert und scheint den Beteiligten klar gewesen zu sein. So bewahrheitete sich Friedrichs Angst, dass Lucretia heimlich heiraten würde[471] in der Nachricht, dass diese «dess Florin Balzar son fon Spilenberg gnommen habe»[472]. Die aktive verbale Form des Nehmens lässt der Braut durchaus einen Handlungsspielraum offen.[473] Karl-Heinz Spiess sieht für den Ehevollzug im mittelalterlichen Hochadel den auf die Öffentlichkeit ausgerichteten Kirchgang vor.[474] Inwie-

466 Lexer 1992, S 37: heischen: fragen, fordern.
467 StAGR D II a 2.3i 2f.
468 StAGR D II a 2.3j 1 und 3.
469 Idiotikon IX, Sp. 1141: schnöd: armselig, nichtswürdig, gering.
470 StAGR D II a 2.3j 1f.
471 Vgl. ebd.: «haimlich mannen».
472 Ebd.
473 Vgl. zur passiven und aktiven Verbform in Bezug auf die Verheiratung Beer 1990, S. 103f.
474 Spiess 1993, S. 119.

fern vorliegend ein kanonisches Eheversprechen den Vollzug der Heirat ermöglichte, kann anhand der untersuchten Quellen nicht beurteilt werden.

Wenige Tage später erhielt Anton einen weiteren Brief mit derselben Nachricht von Caspar aus Chur. Auch dieser beteuerte, dass all das in seiner und Friedrichs Abwesenheit geschehen sei, und betont:

> «Nun hatt er sy schon heim gefüört dass niemantz ierer früntschafft darpy ist gsin.»[475]

Allem Anschein nach war es für Lucretia möglich, sich selber, ohne Beratung mit ihrem Vater oder einem Onkel, zu verheiraten. Gemäss Mathias Beer geschah es zu dieser Zeit häufiger als früher, dass Töchter und Söhne gegen den Willen ihrer Verwandtschaft heirateten.[476] Ob Florin Balzar und Lucretia dabei eigenen Neigungen gefolgt sind, oder ob die beiden von der Familie Balzar unter Druck gesetzt worden sind, kann nicht beurteilt werden. Klar ist jedoch, dass ihrem Vater und ihren Onkeln nichts anderes übrig blieb, als das Geschehene zu akzeptieren. In diesem Sinne versucht Caspar den Brautvater Anton zu vertrösten:

> «Nun lieber bruder diewiyl es nun gschehen ist so loss es dir ouch gradt gfallen dan es ist [...] nit zu wenden. Der Florin Balzer hatt dem son 5000 Gulden an der handt geben dass schon alss im Engadin ist zinsser oder gütter und dass hatt er im mit form dess rechten für sin eygen auss geben und hatt sich erpotte welle er fyn machen so welle er im diss jor von spilenberg noch 2000 parer Gulden schicken.»[477]

Obwohl Friedrich an Florin Balzer als einer der «puren»[478] keinen Gefallen fand, schien dieser durchaus über finanzielle Mittel zu verfügen, um seinem Sohn und dessen Frau eine Grundexistenz ermöglichen zu können. Während er ihm im Wert von 5000 Gulden Güter und Zinsen bereits übergeben hatte, erklärte er sich bereit, weitere 2000 Gulden zu bezahlen. Caspar schreibt diesbezüglich an Anton, dass dies «guots halben [...] nit übell»[479] sei.

Von einer Heimsteuer für Lucretia ist in den Briefen nie die Rede. Friedrich bittet Anton, zurückzukommen, um «din handell all zerichten»[480]. An Konsequenzen, welche diese fast inflationär oft geäusserte Bemerkung hätte haben können, schien Friedrich selber schon lange nicht mehr zu glauben.[481] Statt dessen erläutert er Anton, was seine nächsten Schritte in dieser Sache sein werden:

> «Ich achten ich werde mitt dinem tochterman rechten[482], umb ettlich min ansprach[483], so ich zuo dinem hussfolck habe. Wan sy nitt bessers von mir verdienendt, die will sy unss also verschmächt habent, ja din wyb, din tochter, und tochterman. Doch wusst ich dir daran ein missfallen ze thuon, welt ich doch dinen billich verschonen, ob glichwoll ich gantz wider die dinen erzurnt bin.»[484]

Anscheinend zog die Angelegenheit eine Gerichtsverhandlung nach sich. Friedrich schlug zwar einen gangbaren Weg ein, teilte jedoch Anton erneut mit, dass er nichts tue, was ihm missfallen würde. Simon Teuscher beobachtete als mögliche Konsequenz für eine Heirat ohne Zustimmung der Eltern die Enterbung eines Kindes.[485] Diese für das städtische Milieu im selben Zeitraum gemachte Feststellung könnte vorliegend auch eine Rolle spielen. Vielleicht erklärt diese Heirat die Enterbung Lucretias bezüglich Antons Hinterlassenschaft.

Im Herbst des gleichen Jahres erreicht Caspar dann auch endlich ein Schreiben von Anton. Knapp zwei Monate später nimmt der Brautvater auf Caspars oben erwähntes Schreiben Bezug und äussert sich über die Heirat seiner «truwlossen dochter»[486]:

> «Als dan will ich Gott den Almachtigen zu hilff nemen und sahenn, wie ich mich solcher veratteray rachen soll, nitt allain gegen den schand lossen dochter, sonder gegen menigen[487] so darzu geholffenn hatt [...] Domitt solliche rach volbracht werde, wollend ir ouch alle meine frund uch derhalben in khainste geferr begeben[...]. Jedoch welle von meinett wagen niemandss vertrosten.»[488]

475 StAGR D II a 2.3k 1.
476 Beer 1990, S. 102.
477 StAGR D II a 2.3k 1.
478 StAGR D II a 2.3j 1.
479 StAGR D II a 2.3k 1.
480 StAGR D II a 2.3j 1.
481 «Was nitt sin mag, muoss man fallen lossen.» StAGR D II a 2.3j 1.
482 Lexer 1992, S 166: rëhten: prozessieren, Idiotikon VI, Sp. 308: rechten: einen Prozess führen.
483 Lexer 1992, S. 6: ansprâche: Anspruch, Anklage, Darstellung einer gerichtlich zu verhandelnden Sache; Idiotikon X, Sp. 722: Ansprach: gerichtlich geltend gemachte Forderung.
484 StAGR D II a 2.3j 1f
485 Teuscher 1998, S. 58f.
486 StAGR D II a 2.3t 1.
487 meniglich = jedermann, jeder
488 StAGR D II a 2.3t 1.

Anton spricht von Rache, meint dann aber doch, dass man von ihm aus niemanden verstossen solle. Der Einbezug von «alle meine frund» bestätigt Simon Teuschers These, dass an einer Eheschliessung auch noch weitere Parteien als bloss die Kernfamilie interessiert und beteiligt sein konnten.[489] Während sich Friedrich in mehreren Briefen seitenlang über diese Heirat entsetzte, hakt Anton das Thema auf einer halben Seite ab. In Anbetracht der fragmentarischen Einsicht in die Briefkorrespondenzen sollen diesbezüglich aber keine verbindlichen Interpretationen geleistet werden. Welche konkreten Folgen die heimliche Heirat von Lucretia für die Beteiligten hatte, kann nicht nachgezeichnet werden. Dafür soll die Bedeutung dieses Falls hinsichtlich des Handlungsspielraums der Frau in Bezug auf die Eheschliessung zusammengefasst werden.

Obwohl Anton dem Ruf seines Bruders nie Folge geleistet hatte, beharrte Friedrich auf den väterlichen Rat hinsichtlich der Verheiratung von dessen Tochter. Die Wahl des Heiratspartners lag also in erster Linie beim Vater und ist somit natürlich an politische und wirtschaftliche Interessen gekoppelt. In der Abwesenheit der einflussreichen Onkel ergriff entweder Lucretia selber oder die Familie ihres Ehemannes die anscheinend bestehende Chance, eine Heirat zu besiegeln. Diese Absenz war, wenn nicht nötig, so doch für das Geschehen wohl förderlich. Dass Lucretia für die relativ unbekannte Familie Balzer eine in Bezug auf soziales Ansehen interessante Partie war, bleibt unbestritten. Daher ist nicht auszuschliessen, dass diese in ihrem Interesse gehandelt haben und Lucretia eine bloss passive Rolle zukommt. Weil sich die Wut von Friedrich und von Anton in erster Linie aber gegen Lucretia richtete, kann auch von einem Handeln im Eigeninteresse ausgegangen werden. Interessant ist dann der Umstand, dass eine emotional motivierte Vermählung nicht auszuschliessen ist und für ein Ehepaar im Bereich des Möglichen lag. Die Bezugnahme Caspars auf die finanziellen Verhältnisse des Bräutigams betont aber auch den Stellenwert der materiellen Interessen und Forderungen, welche mit einer Heirat einhergingen. Die hohen Wellen, welche der Fall in den Briefen und in der Ankündigung einer Gerichtsverhandlung warf, sprechen für die Spezifik der vorliegenden Heiratsaktion.[490]

Abgesehen von dem eigenwilligen Schicksal von Lucretia kommt Frauen eine eher passive Rolle zu. Ursina tätigt zwar kleinere Geschäfte im Auftrag Friedrichs und führt den Haushalt, ansonsten steht sie aber bloss als kränkliche Person im Zentrum und wird als Ehefrau Friedrichs oft gegrüsst. Ausserdem ist von einer über die Heirat der Frau hinausreichenden Protektion durch ihren Vater auszugehen. Obwohl Hans Medick und David Sabean davor warnen, Frauen bloss als «Objekte» der männlichen Lebenswelten zu verstehen, sind sie zumindest im vorliegenden Fall auch als solche zu betrachten.[491] Lucretias Heirat gegen den Willen ihrer patriarchalischen Bezugspersonen relativiert jedoch ein zu drastisches Verständnis dieser Tendenz.

4.4 Fazit

Beziehungen als dynamische Bewegung verstehen zu wollen und gleichzeitig von statisch definierten Rollen zu sprechen, ist heikel. Um in Bezug auf Beziehungshandeln konkret zu werden, ist aber das Wagnis einer Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Selbstdeutung der Akteure vonnöten. Untersucht man Kommunikationsmodi, so muss die Dissonanz von praktizierten Terminologien und tatsächlichen Verwandtschaftsordnungen beachtet werden. In diesem Sinne kann festgehalten werden, dass sich die Position des Vaters durch Ersterwähnungen bei Grüssen und Briefanfängen sowie die Verwendung autoritätsbehafteter Personalpronomen von weiteren innerfamiliären Soziabilitätsformen unterscheidet. Derartige Kommunikationsmodi überlebten die Jugendzeit der Söhne, was jedoch über die tatsächliche Beziehungsdynamik im Laufe der Zeit nichts auszusagen vermag. Die Gemeinschaft der Brüder machte die Verbindung über das gemeinsame Erbe, die gegenseitige Fürsorge für Familienangehörige und gemeinsame Geschäfte aus. Dabei hatte nicht jeder Bruder die gleichen Pflichten und Rechte, wobei die diesbezügliche Zuteilung mit den konkreten Wirkungsfeldern des einzelnen zusammenhing.

Die «Rolle» von Friedrich konnte auch deshalb so genau umrissen werden, weil er am vorliegenden Briefverkehr am dominantesten beteiligt ist. Dass er eine zentrale Rolle für die Familie als Entität wahrnahm, ist unbestritten. Warum er diese Pflichten auf sich nahm, kann nicht eindeutig bestimmt werden.

Obwohl mit hierarchisch anmutenden Formulierungen kommuniziert wurde, beweist der stellenweise

489 Teuscher 1998, S. 59.

490 Vielleicht ist es aber auch verfehlt, von einem typischen Vorgang auszugehen, vgl. Teuscher 1998, S. 64.

491 Vgl. Medick/Sabean, S.45

praktizierte Ungehorsam, dass eher von horizontal angelegten Rollenmustern als von vertikalen Autoritätsbeziehungen ausgegangen werden muss. Die Ehefrau agiert als Gegrüsste und Umsorgte bloss im durch den Briefverkehr nicht näher einsichtigen Umfeld des Hauses. Die eigenmächtige Heirat von Lucretia sowie ihre in einer Schrift festgehaltene Enterbung spricht jedoch gegen eine grundsätzliche «feminine Unmündigkeit». Durch eine Heirat wurde die Gruppe der «Familie» auf Vertreter ausgedehnt, welche keine Blutsverwandtschaft erfüllten. Dazu gehörten nicht nur unmittelbar Angeheiratete, sondern auch der Schwiegervater. «Familie» ist somit als sich durch andere «Familien» stets erweiternde Gruppe zu verstehen, deren schwer fassbare Grenzen ein Aussen und Innen nicht klar unterscheiden lassen. Überschneidungen von Familien durch die Heirat, unerwünschte Heiratspartner und nicht zuletzt die Existenz unehelicher Kinder vernichten die Vorstellung von Linearität und Abgeschlossenheit. Dazu trägt auch der Umstand bei, dass in den Korrespondenzen neben dem Vater nicht nur die Mutter und die jüngeren Kinder, sondern auch die Angestellten gegrüsst wurden. Inwiefern diese zur familiären Gesellschaft gehören konnten, müsste untersucht werden. Stets praktizierte Loyalitätszusicherungen der Brüder und Väter untereinander generierten eine proklamierte Entität, die sich in ihrer Vagheit gegenüber grösseren gesellschaftlichen Organisationen behaupten musste.

5 Erkenntnisse und Fragen

Mit dem Ziel, einen Beitrag zur Erforschung sozialer Lebens- und Kommunikationsformen im Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit zu leisten, wurden in der vorliegenden Arbeit die Spezifik und Beschaffenheit innerfamiliärer Beziehungen am Beispiel der Familie von Salis untersucht. Obwohl der Fokus auf die kernfamilialen Beziehungsvarietäten gerichtet war, wurde auch der Familie als Entität sowie dem «Ausserhalb» dieses Konstrukts Rechnung getragen. Dies war insofern vonnöten, als dass nicht das einzelne Individuum, sondern dessen Eingebettetsein in ein Netzwerk interessierte. Der Miteinbezug politischer, wirtschaftlicher und handelstechnischer Faktoren war wichtig, weil diese in Interferenz zu innerfamiliären Binnenbeziehungen standen. In diesem Sinne wurde «die Familie» durch die Faktoren Ansehen und Besitz in weitere Gesellschaftsformen eingeordnet. Im Spannungsfeld der teilweise auseinanderklaffenden Interessen von Bildung, Handel und Moral konnte die Entität der Familie nicht durchgehend bestehen. Vielmehr fanden sich in ihr divergierende Interessen und entgegengesetzte Lebensmodi. Aus diesem Grund lohnte es sich, spezifische innerfamiliäre Beziehungen zu fokussieren. Für dieses Vorhaben wurden zwei unterschiedliche Methoden gewählt: Einerseits wurde nach der medialen Beschaffenheit der Verbindungen gefragt. Auf der anderen Seite standen die zeitgenössisch praktizierten Beziehungstermini im Zentrum des Interessens. Die erste Vorgehensweise konnte die Ergebnisse der zweiten produktiv beeinflussen, und gemeinsam lieferten sie in Bezug auf das mediale Beziehungshandeln der Familie von Salis bemerkenswerte Ergebnisse.

Die riskante Generierung des in den Mediendiskurs eingebetteten Begriffs der Beziehungsmedien lohnte sich für die vorliegende Arbeit. Schon der Brief per se schuf über sein Weiterreichen eine Kommunikationslandschaft, welche aus heutiger Perspektive nicht mehr mit personal zuschreibbaren Intentionen in Verbindung gebracht werden kann. Darum eignet sich der Begriff des Handelns nicht mehr, weil dieser an einen Akteur gebunden ist. Vielmehr darf der Brief als Beziehungsmedium verstanden werden, welches Verbindung schafft. Ebenfalls als Medium wirkt die Sprache selbst, welche einerseits eine Verständigungsmaxime anstrebt und andererseits in ihrer Beschaffenheit selbst eine Botschaft enthalten kann. So erlaubte die Mehrsprachigkeit der Familie von Salis ihren Mitgliedern nicht nur eine

geografische und soziokulturelle Mobilität, sondern begünstigte die Vielschichtigkeit interner Kommunikation. In diesem Sinne war es durchaus von Bedeutung, welche Sprache wofür gewählt wurde und wann ein Switch vollzogen wurde. Der Bedeutungshorizont dieses Umstands konnte teilweise aufgeklärt werden, obwohl die praktizierten Sprachwechsel «Codes» unterliegen, welche auch Fragen offen lassen.

Die in den Briefen thematisierten Tausch- und Handelsgeschäfte bildeten Interessengemeinschaften, welche zwischen dem Gebenden und dem Nehmenden eine Verbindung entstehen liessen. Die Schwierigkeit, einem Gefallen oder einem Tausch mit einer Gegenleistung gerecht zu werden, generierte eine verbindliche Schuldigkeit. Insofern sind Leihgaben in Form von Schriften oder Pferden als Beziehungsmedien zu verstehen. Auch der Austausch von Neuigkeiten stiftete verbindliche Interessengemeinschaften, welche den dualen Anspruch einer Sender-Empfänger-Gemeinschaft auch in der teilweise mehrere Rezipienten beabsichtigenden Kommunikation sprengte.

Jedoch konnten die Kommunizierenden auch Dritte ohne deren Wissen in ein Beziehungsgeflecht involvieren. Auch konnte der Bote als bewusst ausgewählter Überlieferer vom vordergründig Aussenstehenden zur zentralen Person des Kommunikationsprozesses mutieren. Weil der Bote nicht nur als Überbringer, sondern auch als Vermittler und selber als korporierte Nachricht in Erscheinung trat, wurde ihm eine «Tri-Medialität» zugesprochen. Diese ist jedoch kontextabhängig, ausserdem spielt es eine Rolle, ob es sich beim Boten um einen Bekannten oder um einen Gelegenheitsbriefträger handelt. Trifft letzteres zu, fiel die Rolle des Vermittelns weniger ins Gewicht, dafür entschied die blosse An- oder Abwesenheit eines Boten über die Existenz einer Korrespondenz und somit über die Präsenz von Beziehungsmedien. Somit können Objekte wie der weitergereichte Brief, Bekannte wie der schenkende Bruder und Fremde wie der Gelegenheitsbote als Beziehungsmedien in Erscheinung treten oder solche auslösen. Dies geschieht situationsabhängig intentional, aber auch scheinbar zufällig oder unfreiwillig. Diese als heterogene und nur teilweise steuerbare Elemente zu verstehenden Beziehungsmedien können in ihrer Vielfalt und Dynamik auch dauerhafte Beziehungen und Netzwerke generieren.

Der Briefverkehr fungierte zumindest in Bezug auf die Verbalisierung der Beziehungsmedien als zentraler Ort des Austausches. Diese Tatsache erklärt auch die in der Korrespondenz überpräsenten Aufforderungen zum intensiven Schreibfluss. Das Sammelsurium vielschichtiger und lebendiger Beziehungsmedien schafft schliesslich Beziehungen, welche somit als ein Geflecht unzähliger auf verschiedenen Ebenen wirkende mediale Erfahrungsbestandteile zu verstehen sind.

Die zweite Frage zielte auf den Umstand, dass durch die ständig fliessenden Beziehungsmedien spezifische Konstellationen geschaffen worden sind, welche in ihrer Eigenheit von der zeitgenössisch praktizierten Terminologie her zu verstehen versucht wurden. Dabei konnte festgestellt werden, dass von einer Pluralität in Bezug auf Soziabilitätsformen auszugehen ist und ein und dieselbe Person mehrere «Rollen» einnehmen konnte. Kommunikationsmodi in Verbindung mit Vaterfiguren zeigten deren autoritätsbehaftete Stellung im familiären Gefüge auf. Die mögliche Divergenz von tatsächlich gelebten Beziehungsmustern und deren Artikulation würde allein nicht viel aussagen. Unter Einbezug der Erkenntnisse hinsichtlich der Beziehungsmedien, welche ebenfalls aufzeigen, dass der Vater in der Kontrolle des Geldmonopols auch soziale Kontrolle ausübte, darf die These des dominierenden Vaters vertreten werden. Dafür ist für die Brüder untereinander von einem eher horizontal angelegten Beziehungsverständnis auszugehen. Dieses äusserte sich durch gemeinsam getätigte Geschäfte, gegenseitige Gefälligkeiten sowie Rechte und Pflichten, welchen mit unterschiedlichen Ansprüchen Genüge getan wurde. Die anfangs als Prämisse übernommene Verwobenheit von Emotionen und materiellen Interessen liess sich insbesondere an diesen egalitären und doch zu spezifizierenden Beziehungssträngen aufzeigen.

Die Unterschiedlichkeit der wahrgenommenen Rollen wurde auch durch ausserfamiliäre Komponenten begünstigt. Durch das im Grusswort verbalisierte Treueversprechen wurde eine Entität generiert, welche sich gegen aussen und vielmehr von aussen abgrenzen liess. Diese verfügte jedoch über dehnbare Grenzen, welche insbesondere durch Heiratsallianzen strapaziert wurden. Die zentrale Komponente dieser Ausweitung stellte auch der Schwiegersohn dar, der unter dem Haupt des Schwiegervaters Angehörigkeit beanspruchen durfte und musste. Auch spielten bei einer Vermählung derart heterogene Beweggründe eine Rolle, dass die Ausweitung der familiären Gemeinschaft gegen den Willen von Beteiligten passierte. Dies betraf, wie vorliegend gezeigt werden konnte, durchaus auch einmal dominierende Familienhäupter. Obwohl die rebellisch an-

mutende Heiratsgeschichte von Lucretia zumindest den möglichen Handlungsspielraum der Frau skizzierte, beschränkte sich die beobachtete Rolle der Frau hauptsächlich auf die der passiv Gegrüssten und Umsorgten. Weil die Entität der Familie kein lineares Ordnungssystem mit klar absteckbaren Grenzen ist, erscheint sie als abschliessbares soziales Gefäss äusserst fragwürdig.

Um das soziale Konstrukt der Familie weiterhin in Frage zu stellen, lägen noch einige unausgewertete interessante Quellen vor. Hinsichtlich des Erbes, welches, wie gezeigt wurde, als verbindliches Beziehungsmedium agierte, wäre eine genaue und vergleichende Untersuchung der zeitgenössischen Erbpraktiken anzubringen. Die den Rechtsquellen abzugewinnenden Einflüsse dürften im Zusammenspiel mit den vorliegenden Thesen ein noch breiter abgestütztes Ergebnis in Bezug auf die Beschaffenheit von spezifischen Beziehungen sowie deren zeitgenössischen Stellenwert liefern. Dazu müssten unbedingt auch die zwar bloss spärlich vorhandenen Quellen zu unehelichen Kindern und deren Müttern untersucht werden.

Mit den vorliegenden Ergebnissen wurde der Ambiguität des Titels Rechnung getragen: Es konnte nicht nur aufgezeigt werden, inwiefern Beziehungen in ihrer dynamischen Beschaffenheit lebten, sondern auch umrissen werden, wie diese im Selbstverständnis zeitgenössischer Akteure gelebt wurden.

Bibliografie

Quellen

Ungedruckte Quellen

- Staatsarchiv Graubünden (StAGR):
  Archiv Salis-Planta: D II a 1
  D II a 2
  D II a 6
  D II a 21
  D II a 22
- SPRECHER, ANTON: Stammbaum der Familie von Salis mit Beilagen: CB III 518
- Handschriftlicher Stammbaum v. Salis aus dem Jahre 1722: B 1063

Gedruckte Quellen

- Briefwechsel Balthasar Paumgartners des Jüngeren mit seiner Gattin Magdalena, geb. Behaim: 1582–1598. Hg. von GEORG STEINHAUSEN, Tübingen 1895 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, 204).
- Ein Brief vom 15. Dez. 1549, zitiert nach: VISCHER, LUKAS: Friedrich von Salis (1512–1570), in: Bündner Monatsblatt, Chur 1952, S. 329–357, hier S. 355.
- FRANGK, FABIAN: Ein Cantzley und Titel buechlin, Nachdruck der Ausgabe Wittenberg 1531, Hildesheim/New York 1979 (Documenta Linguistica 4. Deutsche Grammatiken des 16. bis 18. Jhs. 1).
- SCHIESS, TRAUGOTT (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, I. Teil Januar 1533–April 1557, Basel 1904 (Quellen zur Schweizer Geschichte 23), die Briefe Nr. 12, 15, 19, 21, 23, 39, 40, 41, 49, 50, 52, 57, 60, 62, 76, 87, 89, 106, 169, 214, 227, 242, 246, 258, 259, 263, 264, 273, 297, 299, 319, 322, 323 und 324.
- SCHIESS, TRAUGOTT (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, II. Teil April 1557–August 1566, Basel 1905 (Quellen zur Schweizer Geschichte 24), die Briefe Nr. 2, 4, 5, 9, 11, 15, 18, 21, 25, 28, 34, 35, 38, 41, 43, 47, 51, 53, 62, 64, 67, 68, 72, 77, 79, 83, 93, 94, 100, 104, 111, 122, 125, 129, 130, 131, 133, 134, 139, 148, 151, 157, 158, 161, 169, 171, 178, 183, 184, 186, 189, 192, 199, 200, 203, 207, 208, 211, 213, 214, 219, 220, 225, 231, 236, 238, 239, 344, 247, 262, 278, 301, 304, 314, 335, 336, 357, 364, 390, 400, 412, 429, 481, 513, 536, 549, 555, 563, 688, 706 und 783.
- SCHIESS, TRAUGOTT (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern III. Teil Oktober 1566–Juni 1575, Basel 1906 (Quellen zur Schweizer Geschichte 25), die Briefe Nr. 19, 21, 29, 30, 41, 95, 99, 131, 184 und 191.
- SCHORTA ANDREA (Hg.): Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden. Erster Teil. Der Gotteshausbund 1.–4. Band, Aarau 1980–1985 (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden).

Darstellungen

- ALGAZI, GADI: Introduction. Doing Things with Gifts, in: DERS./VALENTIN GROEBNER/BERNHARD JUSSEN (Hg.): Negotiating the Gift. Pre-Modern Figurations of Exchange, Göttingen 2003, S. 9–27 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 188).
- ALGAZI, GADI: Kulturgut und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires, in: L'homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 11 (2000), S. 105–119.
- BAECKER, DIRK: Form und Formen der Kommunikation, Frankfurt am Main 2005.
- BATTAGLIA, SALVATORE: Grande dizionario della lingua italiana I–XVII, Torino 1998.
- BEER, MATHIAS: Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400–1550), Nürnberg 1990 (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 44).
- BEHRINGER, WOLFGANG: Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2003 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte).
- BEHRINGER, WOLFGANG: Thurn und Taxis. Die Geschichte ihrer Post und ihrer Unternehmen, München 1990.
- BERNSTEIN, BASIL: Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf 1972.
- BEZZOLA RETO R.: Litteratura dals rumauntschs e ladins, Cuira 1979.
- BIANCONI, SANDRO: Plurilinguismo in Val Bregaglia, Locarno 1998.

- BLANKE FRITZ/LEUSCHNER IMMANUEL: Heinrich Bullinger. Vater der reformierten Kirche, Zürich 1990.
- BLOCH, MARC: Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers. Herausgegeben von FRIEDRICH J. LUCAS, Stuttgart 1974 (Anmerkungen und Argumente 9).
- BÖHME, HARMUT/MATUSSEK, PETER/MÜLLER, LOTHAR: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will, Hamburg 2002.
- BORGOLTE, MICHAEL: Sozialgeschichte des Mittelalters. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit, München 1996 (Historischen Zeitschrift. Beihefte. Neue Folge 22).
- BOURDIEU, PIERRE: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976.
- BOYER, CHRISTOPH: Netzwerke und Geschichte: Netzwerktheorien und Geschichtswissenschaft, in: BERTHOLD UNFRIED/JÜRGEN MITTAG/MARCEL VAN DER LINDEN et al. (Hg.): Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Leipzig 2008, S. 47–58 (IHT-Tagungsberichte 42).
- BRENDECKE, ARNDT/FRIEDRICH, MARKUS/FRIEDRICH, SUSANNE: Information als Katergorie historischer Forschung. Heuristik, Etymologie und Abgrenzung vom Wissensbegriff, in: DIES. (Hg.): Information in der Frühen Neuzeit. Status, Bestände, Strategien, Berlin 2008, S. 11–44 (Pluralisierung & Autorität 16).
- BUNDI, MARTIN: Die Aussenbeziehungen der Drei Bünde, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte 2, Chur 2000, S. 173–202.
- BUNDI, MARTIN: Frühe Beziehungen zwischen Graubünden und Venedig, Chur 1998 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 2).
- CAPPELLI, ADRIANO: Lexicon Abbreviaturarum. Dizionario di abbreviature latine ed italiane, Milano 1967.
- CHIAPPORI, PIERRE-ANDRÉ/GRIBAUDI, MAURIZIO: La notion d'individu en microéconomie et en microhistoire, in: JEAN-YVES GRENIER/CLAUDE GRIGNON/PIERRE-MICHEL MENGER (Hg.): Le modèle et le récit, Paris 2001.
- CONSTABLE, GILES: Letters and Letter-Collections, Turnhout 1976 (Typologie des sources du moyen âge occidental 17).
- DERRIDA, JACQUES: Falschgeld. Zeit geben I, München 1993 (Original: Donner le temps I. La fausse monnaie, Galilée 1991).
- DILCHER, GERHARD: An den Ursprüngen der Normbildung – Verwandtschaft und Bruderschaft als Modelle gewillkürter Rechtsformen, in: GERHARD KRIEGER (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 37–55.
- ELIAS, NORBERT: Die Gesellschaft der Individuen, in: MICHAEL SCHRÖTER (Hg.): Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt am Main 2001 (Norbert Elias Gesammelte Schriften 10).
- FISCHER, JOACHIM: Figuren und Funktionen der Tertiarität. Zur Sozialtheorie der Medien, in: JOACHIM MICHAEL/MARKUS KLAUS SCHÄFFAUER (Hg.): Massenmedien und Alterität, Frankfurt am Main 2004, S. 78–86 (MEDIAmericana 2).
- GEERTZ CLIFFORD: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983.
- GEORGES, KARL ERNST: Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel, 4 Bände, Basel 1959.
- GINZBURG CARLO: Microstoria: due o tre cose che so di lei, in: Quaderni storici. Nuova serie 86, 1994, S. 511–539.
- GOETZ, HANS-WERNER: Familie, in: Lexikon des Mittelalters IV, 1989, Sp. 256–257.
- GOETZ, HANS-WERNER: Verwandtschaft im früheren Mittelalter (I): Terminologien und Funktionen, in: GERHARD KRIEGER (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 15–36.
- GOODY, JACK/WATT IAN: The Consequences of Literacy, in: Comparative Studies 5, 1963, S. 304–345.
- GOODY, JACK: The development of the family and marriage in Europe, Cambridge 1983 (Past and present publications).
- GRAMSCH, ROBERT: «Seilschaften» von universitätsgebildeten Klerikern im deutschen Spätmittelalter – Beziehungsformen, Netzwerkstrukturen, Wirkungsweisen, in: GERHARD KRIEGER (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 176–188.

- GROEBNER, VALENTIN: Gefährliche Geschenke. Ritual, Politik und die Sprache der Korruption in der Eidgenossenschaft im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit, Konstanz 2000 (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 4).
- HAVELOCK, ERIC A.: Preface to Plato, Cambridge 1963.
- HEAD, RANDOLPH C.: A Plurilingual Family in the Sixteenth Century: Language Use and Linguistic Consciousness in the Salis Family Correspondence, 1580–1610, in: The Sixteenth Century Journal 26/3, 1995, S. 577–593.
- HEAD, RANDOLPH C.: Demokratie im frühneuzeitlichen Graubünden. Gesellschaftsordnung und politische Sprache in einem alpinen Staatswesen, 1470–1620, Zürich 2001.
- HEAD, RANDOLPH, C.: Die Bündner Staatsbildung im 16. Jahrhundert: zwischen Gemeinde und Oligarchie, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte 2, Chur 2000, S. 85–112.
- HOFFMANN, HARTMUT: Zur mittelalterlichen Brieftechnik, in: REPGEN, KONRAD/SKALWEIT, STEPHAN (Hg.): Spiegel der Geschichte. Festgabe für Max Braubach zum 10. April 1964, Aschendorff 1964, S. 141–170.
- HOFFMANN-KRAYER, EDUARD/BÄCHTOLD-STÄUBLI, HANNS (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I–X, Berlin 1927–1942.
- Idiotikon = Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Hg.): Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizer Volkes, Bde. I–XV, Frauenfeld 1881–1995.
- INNIS, HAROLD A.: Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte. Herausgegeben von KARLHEINZ BARCK, Wien 1997.
- ISRAEL, UWE: Mit fremder Zunge sprechen. Deutsche im spätmittelalterlichen Italien, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 48, 2000, S. 677–696.
- JÄGER, GEORG/PFISTER, ULRICH (Hg.): Konfessionalisierung und Konfessionskonflikt in Graubünden, 16.–18. Jahrhundert. Akten der historischen Tagung des Instituts für Kulturforschung Graubünden in Poschiavo, 30. Mai bis 1. Juni 2002, Zürich 2006.
- JANSEN, DOROTHEA: Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlage, Methoden, Anwendungen, Opladen 1999.
- JUSSEN, BERNHARD: Perspektiven der Verwandtschaftsforschung fünfundzwanzig Jahre nach Jack Goodys «Entwicklung von Ehe und Familie in Europa», in: KARL-HEINZ SPIESS (Hg.): Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters, Ostfildern 2009, S. 275–324 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 71).
- JUSSEN, BERNHARD: Verwandtschaft, in: Lexikon des Mittelalters VIII, 1997, Sp. 1596–1599.
- KOHLER, ALFRED: Ferdinand I. 1503–1564. Fürst, König und Kaiser, München 2003.
- KOHLER, ALFRED: Karl V. 1500–1558. Eine Biografie, München 1999.
- KÖRBER, ESTHER-BEATE: Der soziale Ort des Briefs im 16. Jahrhundert, in: HORST WENZEL (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997, S. 244–258 (Philologische Studien und Quellen 143).
- KRÄMER, SYBILLE: Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität, Frankfurt am Main 2008
- KRISTOL, ANDRES MAX: Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Bivio (Graubünden). Linguistische Bestandesaufnahme in einer siebensprachigen Dorfgemeinschaft, Bern 1984 (Romanica Helvetica 99).
- LATOUR, BRUNO: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Aus dem Englischen von Gustav Rossler, Frankfurt am Main 2007 (Original: Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory, Oxford 2005).
- LÉVI-STRAUSS, CLAUDE: Das wilde Denken, Frankfurt am Main 2004 (Original: La pensée sauvage, Paris 1962).
- LEXER, MATTHIAS: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart 1992.
- MATSCHKE KLAUS-PETER: Das Kreuz und der Halbmond. Die Geschichte der Türkenkriege, Düsseldorf und Zürich 2004.
- MCLUHAN, MARSHALL: The Gutenberg galaxy. The making of typographic man, Toronto 1962.
- MCLUHAN, MARSHALL: The Medium is the Massage, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1967.
- MEDICK, HANS/SABEAN, DAVID: Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft. Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in: DIES. (Hg.): Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und his-

torische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984.
- MEYER-MARTHALER, ELISABETH: Rechtsquellen und Rechtsentwicklung im Gotteshausbund, in: Historisch-antiquarische Gesellschaft des Kantons Graubünden (Hg.): Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund. Zum Gedenken an die Gründung des Gotteshausbundes am 29. Januar 1367, Chur 1967, S. 91–128.
- MITTERAUER, MICHAEL: Mittelalter, in: DERS./ANDREAS GESTRICH/JENS-UWE KRAUSE/ (Hg.): Geschichte der Familie, Stuttgart 2003, S. 160–363 (Europäische Kulturgeschichte 1).
- MOL, ANNEMARIE/LAW, JOHN: Regions, Networks, and Fluids. Anaemia and Social Topology, in: Social Studies of Science 24/4, 1994, S. 641–672.
- NÜBLING, DAMARIS: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels, Tübingen 2008 (Narr-Studienbücher).
- OTT, SASCHA: Information. Zur Genese und Anwendung eines Begriffs, Konstanz 2004.
- OZMENT, STEVEN: Three Behaim Boys. Growing Up in Early Modern Germany, New Haven/Londen 1990.
- PARAVICINI, WERNER: Von der Heidenfahrt zur Kavalierstour. Über Motive und Formen adligen Reisens im späten Mittelalter, in: HORST BRUNNER/NORBERT RICHARD WOLF (Hg.): Wissensliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Bedingungen, Typen, Publikum, Sprache, Wiesbaden 1993, S. 91–130 (Wissensliteratur im Mittelalter 13).
- PFISTER, ULRICH: Konfessionskirchen und Glaubenspraxis, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte 2, Chur 2000, S. 203–236.
- RUPPEL, SOPHIE: Verbündete Rivalen. Geschwisterbeziehungen im Hochadel des 17. Jahrhunderts, Köln 2006.
- SABEAN, DAVID WARREN: Property, production, and family in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge 1990 (Cambridge Studies in Social and Cultural Anthropology 73).
- SABEAN, DAVID WARREN/TEUSCHER, SIMON: Kinship in Europe: A New Approach to Long-Term Development, in: DIES. (Hg.): Kinship in Europe. Approaches to long-term Development (1300–1900), New York/Oxford 2007, S. 1–32.
- SABLONIER, ROGER: Transkriptionsregeln für das ICT-Projekt Ad fontes. Einführung in den Umgang mit Quellen im Archiv. Angepasste Fassung vom 25.05.2003. http://www.adfontes.uzh.ch/5250.php [Stand: 29.10.2009].
- SCHIESS, TRAUGOTT (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, I. Teil Januar 1533–April 1557, Basel 1904 (Quellen zur Schweizer Geschichte 23), Einleitung.
- SCHIESS, TRAUGOTT (Hg.): Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, II. Teil April 1557–August 1566, Basel 1905 (Quellen zur Schweizer Geschichte 24), Einleitung.
- SCHULTZ-BALLUFF SIMONE: *triuwe* – Verwendungsweisen und semantischer Gehalt im Mittelhochdeutschen, in: GERHARD KRIEGER (Hg.): Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009, S. 271–294.
- SCHWAB DIETER: Familie, in: OTTO BRUNNER, WERNER CONZE, REINHART KOSSELLECK (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 253–301.
- SCHWEIZER, THOMAS: Muster sozialer Ordnung. Netzwerkanalyse als Fundament der Sozialethnologie, Berlin 1996.
- SERRES, MICHEL: Der Parasit, Frankfurt am Main 1981 (Original: Le parasite, Paris 1980).
- Societad Retorumantscha (Hg.): DRG (CM) = Cartoteca maistra (Hauptzettelkartei) des Dicziunari Rumantsch Grischun, Cuoira 1939ff.
- SPIESS, KARL-HEINZ: Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1993 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 111).
- STEINHAUSEN, GEORG: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Teile, Berlin 1889–1891.
- TANNER JAKOB: Historische Anthropologie zur Einführung, Hamburg 2004.
- TEUSCHER, SIMON: Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500, Köln/Weimar/Wien 1998 (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit 8).

- TEUSCHER, SIMON: Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500. Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung, in: ECKART CONRAD LUTZ (Hg.): Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des Troisième Cycle Romand 1994, Freiburg 1997, S. 359–385 (Scrinium Friburgense 8).
- TEUSCHER, SIMON: Erzähltes Recht. Lokale Herrschaft, Verschriftlichung und Traditionsbildung im Spätmittelalter, Frankfurt am Main 2007 (Campus Historische Studien 44).
- TRAPP, WOLFGANG: Kleines Handbuch der Masse, Zahlen, Gewichte und der Zeitrechnung, Stuttgart 2001.
- VAN EICKELS, KLAUS: Der Bruder als Freund und Gefährte. Fraternitas als Konzept personaler Bindung im Mittelalter, in: SPIESS, KARL-HEINZ (Hg.): Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters, Ostfildern 2009, S. 195–222 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 71).
- VISCHER, LUKAS: Friedrich von Salis (1512–1570), in: Bündner Monatsblatt, Chur 1952, S. 329–357.
- VON SALIS-SOGLIO, NICOLAUS: Die Familie von Salis. Gedenkblätter aus der Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde in Hohenrätien (Graubünden), Lindau 1891.
- WENZEL, HORST: Einleitung, in: DERS. (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter. Berlin 1997, S. 9–21 (Philologische Studien und Quellen 143).
- WENZEL, HORST (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997 (Philologische Studien und Quellen 143).
- WESTERMANN, EKKEHARD: Internationaler Ochsenhandel (1350–1750), Stuttgart 1979 (Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte 9).
- WIESER, CONSTANT: Johann Travers 1483–1563, in: Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten. Festgabe der Graubündner Kantonalbank zum Anlass des 100. Jahrestages ihrer Gründung 1870, 2 Bde., Bd. 1, Chur 1970, S. 43–61.

Anhang

Zwei Beispielbriefe [492]

Nr. 1

Friedrich von Salis an seine Ehefrau Ursina
Tirano, 19. März 1551
StAGR D II a 1.18c

[recto]

Ursina mia charissima moglie & sorella ti aviso che hieri de sera son gionto a Tyrano
sano et salvo. Cosi spero che sia da te. Abenche haverei havuto apiacere che
m'havesti scritto due parolline. Pur quello che non hai scritto farai scriver
quando potrai. Ho tolto a Villa il mantello che mi hai mandato. Et ho lassato
li la cappa, il sayo e il mio capello. Però dirai ad alchun cavaller
che li meni fuori. Io ho inteso che il nostro Thomas, tuo fratello è morto.
Certe che à una con teco molto mene son doluto. Pur e di ringratiar
Dio, il qual ha usato misericordia con lui, che certo egl'era indebilito
che viveva con faticha & stento. Pero Ursina mia dolcissima non ti
ramaricare, mà confortati. Et cosi confortarai ancho il tuo et
mio padre Traverso, et parimente gl'altri parenti et amici de
parte mia. Io non ti mando altro al presente. Se perche hieri venissimo
quasi de notte, et presto nella matina siamo per partirci, siche non
ho havuto del tempo di proveder a cosa veruna. Il vino è a
Sondrio come peravanti ti hò scritto. Altro non scrivo salvo che
ti prego che mi facci scriver qualche cosa come state, et maxime
come tu stai circa la sanità, et come vanno le cose ecc. Salutim[i]
il mio charissimo figliolino, et basciallo molto de parte mia.
Saluta Catharina, Menga et mio fratello et tutti li soi ecc.
Jddio sia con voi et con meco sempre per Jesu Christo Signor nostro
Amen. Io farò la pasqua qua in Tyrano piacendo a Dio.
Datum in Tyrano adi 19 di Marzo 1551. Fammi asapere
se hai bisogno de cosa alchuna per tè o per il mio figliolino che non
vi lassarò manchar cosa
niuna. Carissima mia Ur-
sina guardi di guarire
& farti honore a te
& a mio figliolino.
Il tuo fidelissimo marito
Federico Salice.

[verso]

Alla mia charissima moglie et
sorella Ursina Salice
Jn Samadeno

492 Als Grundlage für die Transkription diente das Dossier «Transkriptionsregeln für das ICT-Projekt Ad fontes» von Roger Sablonier (Literaturverzeichnis S. 154). Auf inhaltliche und textkritische Anmerkungen wird, soweit sie der Verfasserin umgehbar erscheinen, verzichtet. Lateinische und italienische Transkriptionen werden in der Fussnote übersetzt.

1551 März 19.

Ursina mia Charissima moglie & sorella mi auiso che hieri di sera sò giunto à Tyrano
sano et saluo. Così spero che sia da te. abbiti hauuti hauuto apuuti che
m'hauisti scritto due parolline. pur quello che nò hai scritto farai scriuer
quando potrai. ho tolto a Vella il mantello che mi hai mandato. et ho lassato
lì la Cappa, il sayo et il mio Capello. però dirai ad alchun Caualla
che li mi fuori. Io hò inteso che il mio Thomas, tuo fratello è morto
certi che à una ò tre mesi molto mi sò doluto. pur è di ringratiar
Dio, il qual hà usato misericordia ò lui, che certo egl'era indebilito
che niuna ò fatica d'scritto. però Ursina mia dolcissima nò ti
vamaricare, mà ò fortati, et così ò fortarai anche ti il tuo et
mio padre Trauerso, et parimente gl'altri parenti et amici di
qui mia. Io nò ti mando altro al presente. Se questi hieri uenissimo
quasi di notte, et presto nella mahina siamo per partirci, sicche nò
ho hauuto del tempo di guider a Cosa niuna. Il uino è à
Condrio Come pauan ti hò scritto. Altro nò scriuo Saluo che
ti prego che mi facci scriuer qualche Cosa Come stati, et maxi
Come tu stai circa la sanità. et Come uanno le Cose di Salutin
il mio Charissimo figliolino, et basciallo molto di qui mia
Salutta Catharina, Miga. et mio fratello et tutti li soi
Iddio sia Cò uoi et ò mio sempre per Iesu Chrò Sig.or nro
Amen. Io farò la pasqua qua in Tyrano pregando a Dio
Data in Tyrano adì 19 di Marzo 1551. fammi asapere
se hai bisogno di Cosa alchuna per ò per il mio figholino che nò
mi lassarò mandar cosa
niuna. Carissima mia Ur-
sina guardi di guarire
et farti Honore. à ti
et à mio figholino.

Il tuo fedelissimo marito
Federico Salis.

Brief von Friedrich v. Salis an seine Ehefrau Ursina vom 19. März 1551. Staatsarchiv Graubünden D II a 1.18 c.

Übersetzung der Verfasserin:

Ursina meine liebe Frau und Schwester, ich benachrichtige dich, dass ich gestern Abend heil und gesund in Tirano angekommen bin. Ich hoffe, bei dir ist auch alles gut. Ich hätte Freude gehabt, wenn du mir zwei Wörtchen geschrieben hättest. Obwohl du mir nicht geschrieben hast, lass mir doch schreiben, wann du kannst.
Ich habe den Mantel, den du mir geschickt hast, in Villa geholt, und den Umhang, die Kutte und meinen Hut dort gelassen. Aber sag einem Reiter, er soll sie heraus bringen.
Ich habe vernommen, dass unser Thomas, dein Bruder, gestorben ist. Natürlich bin ich darüber mit dir in tiefer Trauer. Doch es ist Gott zu danken, der Gnade walten liess mit ihm, denn sicher war er geschwächt, sein Leben mühsam geworden. Darum Ursina, meine Süsseste, sei nicht betrübt, sondern getrost. Und so wirst du auch deinen und meinen Vater Travers trösten und ebenso meine anderen Verwandten und Freunde.
Ich schicke dir zur Zeit nichts anderes, da wir gestern fast in der Nacht angekommen sind und uns nun früh am Morgen fürs Weiterziehen bereit machen. Deshalb hatte ich keine Zeit, mich um eine irgend eine Sache zu kümmern. Der Wein ist in Sondrio, wie ich dir im Voraus geschrieben habe.
Anderes schreibe ich nicht, ausser dass ich dich bitte, mir etwas schreiben zu lassen, wie es euch geht und vor allem, wie du es mit der Gesundheit hast und wie die Sachen laufen etc. Grüsse mein liebstes Söhnchen und küsse ihn von mir. Grüsse Catharina, Menga und meinen Bruder und alle die Seinen etc. Gott sei immer mit euch und mit mir in Jesus Christus unserem Herrn, Amen. Ich werde, so Gott will, die Ostern hier in Tirano verbringen.
Lass mich wissen, wenn du oder mein Söhnchen etwas nötig habt. Denn ich werde euch an nichts fehlen lassen. Meine liebste Ursina schau zu, dass du gesund wirst. Mach dir und meinem Sohn Ehre.
Tirano 19. März 1551.

Dein getreuster Ehemann Friedrich Salis

An meine liebste Ehefrau und Schwester Ursina Salis in Samedan.

Nr. 2

Friedrich von Salis an seinen Bruder Johann Baptista
Solothurn, 24. Feb. 1531
StAGR D II a 1.3a

[1]
Minn bruderliche truw unnd alls guotz. Lieber bruder
wyss wie mir all frisch unnd gsunndt sinndt vonn
Gottes gnadenn. Witter nimpt mich wunnder, wie
ess um dich stannde, das du unns inn so lange zytt
5 nütt gschriben hast, unnd wir sorgenndt diner ebenn
vast. Darumb min lieber bruder pitt ich dich
trulich, du wellest hin für unns öffter lassenn wyssenn,
wie ess dir gang. Ist es möglich, so khönnenndt
wir dir ouch schickenn, ob dir ettwas preste. Ich pinn
10 hir zuo Solotornn woll ein monatt gsinn, dann
der vatter hatt daheymant zeschaffenn, unnd er will
ein hupsch huss zuo Promentöng lassenn buwenn, das
hatt er schonn angefanngenn. Unnd hoff zuo Gott, wen
du wider heym kumpst, mir söllenndt ein hupsch
15 wesenn zuo gricht hann. Unnd ess soll mir nütt ze
vill sinn zlidenn, damitt ir mini brüder, unnd ich
mitt uch mitt erenn mögenndt fürkhummen. Unnd
das unnser lieber vatter ouch vill me thuot, alss du
woll weist. Unnd darumb minn hertz lieber bruder
20 so pittenndt wir dich trulich ut amplissimae illi (quam
omnes simul de te concepimus) opinioni non desis. Verum quo
parentibus et amicis tuis satisfacias, atque adeo illos maxima
sane laetitia et iucunditate, afficias, pro oculis habeto. Fungemur
vicissim nos quoque officio nostro, interimque ea quae tuis studijs,
25 et musis fuerint necessaria supetidatibimus diligenter. Unnser
bruder Ant[on] und Ruod[olph] sinndt zuo Zurich frisch und gsunndt
by einem eeren man mitt namen Jörg Öttler, ein thuochman. Unnd
wenn du innen etwas schriben wilt, so schick es dem wurt
zum schwert uff der bruck. Wir hattenndt dem
30 Cont Lori Loran geheyssenn er sotte dir gelt gebenn, alss
denn wurst bedurffenn, unnd mir wettenndt im gelt hann
geben, dass er es dir trüge. Aber er seytt er wette dir sunst
woll genn was du heyschenn wurst. Jch warte hie des
geltz das mir die herenn genn söllenn, dann es sölle alle
35 tag khummen. Jch schick dir zweintzig gold cronen mitt miss. Stephan So-
matza von Lugann unnseren gut frund. Schrib unns wie vill geltz
entlechnet heyst von dem Conto Lori das wir im es widergeben
khönnenndt, unnd luog dass du nütt sparest das noturfftig
syest. Ouch das du nutt zuo unnuotz verthuest, unnd fur uss
40 das wir erenn von dir heyenndt, alss wir woll hoffenndt.

[2]
Der vatter unnd die muotter lonnd dich vast grüssenn unnd sag dem Antonio Stupen, wie sinn folck alss frisch unnd gsunndt sye, unnd grüss in ze tusent malenn. Ich danck im ouch das er dir das best thuott. Ich wurt villicht in kurtzer zytt ein mall zuo uch in rittenn. Unnd ess hatt wenig brostenn, das ich nitt ietz von dem herenn pinn ingeschickt wordenn. Datum zuo Solotorn die 24. Februarij M D XXXI.
Dilectus frater tuus
Fridricus à Salicibus

3
[leer]

[4]
Ingenuo ac studioso iuveni Joanni Baptistæ à Salycibus fratri meo plurimum dilecto.
Parysijs ad Basilyensem baculum.
Parisijs zuom Basler stab

Übersetzung des lateinischen Teils durch die Verfasserin:

[So bitten wir dich und vertrauen darauf,] dass du unsere überaus gute Meinung (die wir alle zusammen über dich gefasst haben) nicht enttäuschst, sondern habe vor Augen, wodurch du deine Eltern und Freunde zufriedenstellen und jenen dadurch grösste Freude und Annehmlichkeit bereiten kannst. Auch wir unsererseits wollen unsere Pflicht erfüllen, und einstweilen wollen wir das, was für deine Studien und deine Ausbildung notwendig ist, gewissenhaft zur Verfügung stellen.